

Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



22/23

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland
Nur für Betriebsangehörige · Dezember 1958



Weihnachten und Neujahr als friedlicher und harmonischer Zweiklang sind von jeher Tage der Befinnung und des Rückblicks. Mutig sollten wir uns daher - einerlei, an welchem Platz wir stehen - dieser Rückschau stellen. Das Jahr 1958 brachte uns nach einem guten Beginn in den letzten Monaten auch Sorgen. Nur die günstige Entwicklung des ersten Halbjahres verhalf uns dazu, die Schwierigkeiten, die auf uns zukamen, im Gesamtverlauf des Jahres zu meistern. Unsere Anstrengungen, die Ertragskraft des Werkes zu sichern, mußten erheblich verstärkt werden. Auch für die kommenden Jahre werden wir uns auf einen verschärften Wettbewerb einstellen müssen. Das bedeutet, daß auch in Zukunft die Anstrengungen um die Erhaltung und Weiterentwicklung unseres Werkes kaum geringer werden dürften. Wenn wir dennoch den vor uns liegenden Anforderungen voller Zuversicht entgegensetzen, so nicht zuletzt deshalb, weil wir wissen, daß wir uns auf jeden einzelnen Mitarbeiter verlassen können. Wenn weiterhin Vertrauen und gegenseitiges Verständnis die Grundlagen unseres Schaffens bleiben, braucht uns um die Zukunft nicht bange zu sein.

Allen unseren Mitarbeitern danken wir für ihre Mühe und ihren Einsatz. Wie immer, ein Wort des Dankes auch an die Frauen unserer Belegschaftsmitglieder. Auch sie haben - obgleich nicht auf den ersten Blick erkennbar - ihren Anteil an einer guten Betriebsleistung, denn ein ordentlich und liebevoll geführter Haushalt schenkt dem Manne die Kraft für ein unbeschwertes Schaffen. Auch unseren Pensionären gilt unser Gruß. Wir haben uns über manches Zeichen ihrer treuen Anhänglichkeit freuen dürfen.

Ein Augenblick stiller Erinnerung gehört denen, die durch den Tod von uns gegangen sind. Einige haben ihr Leben an der Stätte ihrer täglichen Arbeit beschließen müssen - eine Mahnung an alle, die Unfallverhütung noch ernster zu nehmen als bisher. Und nun kommt wieder ein neues Jahr auf uns zu. Es wird uns vor neue Aufgaben stellen. Die Schwierigkeiten in unserem Industriezweig sind noch nicht behoben. Alle betrieblichen Mittel müssen ausgenutzt werden, um ihnen zu begegnen. Wir hoffen, daß unseren vereinten Bemühungen Erfolg beschieden sein möge.

Allen Mitarbeitern und ihren Familien sowie den Pensionären und unseren Geschäftsfreunden im In- und Ausland wünschen wir erholsame Weihnachtsfeiertage und verbinden dies mit einem herzlichen „Glückauf“ für 1959.

Der Vorstand:

Prof. Dr. Hermann Kromm

Die Betriebsvertretung:

Kochmann Kromm



Die Nacht ist vorgedrungen,
Der Tag ist nicht mehr fern.
So sei nun Lob gesungen
Dem hellen Morgenstern!
Auch wer zur Nacht geweinet,
Der stimme froh mit ein.
Der Morgenstern bescheinet
Auch deine Angst und Pein.

Dem alle Engel dienen,
Wird nun ein Kind und Knecht.
Gott selber ist erschienen
Zur Sühne für sein Recht.
Wer schuldig ist auf Erden,
Verhüll nicht mehr sein Haupt,
Er soll errettet werden,
Wenn er dem Kinde glaubt.

Die Nacht ist schon im Schwinden,
Macht euch zum Stalle auf!
Ihr sollt das Heil dort finden,
Das aller Zeiten Lauf
Von Anfang an verkündet,
Seit eure Schuld geschah.
Nun hat sich euch verbündet,
Den Gott selbst ausersah!

Noch manche Nacht wird fallen
Auf Menschenleid und -schuld.
Doch wandert nun mit allen
Der Stern der Gotteshuld.
Beglänzt von seinem Lichte,
Hält euch kein Dunkel mehr.
Von Gottes Angesichte
Kam euch die Rettung her.

Gott will im Dunkel wohnen
Und hat es doch erhellt!
Als wolle er belohnen,
So richtet er die Welt.
Der sich den Erdkreis baute,
Der läßt den Sünder nicht.
Wer hier dem Sohn vertraute,
Kommt dort aus dem Gericht.

FEST DER HERZEN

Es liegt ganz an uns. Wir könnten alle Tage Weihnachten haben. Ich meine nicht alle Tage Gänsebraten, Pasteten, Mandelmakronen, Portwein und knitterfreie Krawatten in Geschenkpäckung. Das wäre zu teuer, und es würde uns auch nicht bekommen.

Weihnachten als Fest läßt sich nicht hinüberretten ins lange Jahr. Aber das Weihnachtliche, das aus dem Wunder des Christfestes hineinstrahlt in unser Erdendasein und der Feier Sinn und Wesen gibt, das läßt sich bewahren. Seine Formel ist einfach. Sie heißt: Liebe und Freude.

Diese beiden könnten uns alle Tage einen Hauch vom Weihnachtsfest beschicken, das ganze Jahr hindurch. Sie sind ein wunderbares Kapital, das um so größer wird, je mehr man davon verschenkt, und das zu schrumpfen beginnt, sobald man allzu sparsam damit umgeht. Liegt es denn etwa auf

einem Sperrkonto, und nur in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr dürften wir etwas davon abheben?

Fast könnte man es denken, wenn man das Schauspiel sieht, das sich alljährlich abspielt. Pünktlich am 24. Dezember erstarrt die Hand des Kochs, der eben dem Küchenjungen eine Ohrfeige geben wollte. Er sinkt in den Dornröschenschlaf, und ums Schloß blühen so viele Rosen an der Hecke, daß man die Dornen nicht mehr sieht.

Alles Böse ist schlafen gegangen. Milde entquillt dem Munde der Politiker. Sanftmut und Menschenliebe glänzen feucht im Auge des Staatsmannes. Tausend Festbotschaften bieten herzerquickende Lektüre. Das ganze öffentliche Leben wird zu einem breiten Honigstrom, der die kleinen Honigbäublein des privaten Lebens mütterlich aufnimmt. Die Men-

schen machen freundliche Gesichter, sie singen, beschenken einander und sagen sich angenehme Dinge. Die Christenheit ist voll von guten Menschen, voll von Ruhe und Frieden, Wohlwollen und Herzlichkeit. Liebe und Freude überall!

Das ist alles sehr schön, aber dann kommt das Betrübliche: Am zweiten Januar ist alles vergessen, die guten Vorsätze und die freundlichen Gefühle, die treuherzigen Festansprachen und die lieben Worte. Die Hand des Kochs schlägt zu, daß es klatscht, und der Küchenjunge hält sich die Backe.

So Weihnachten feiern heißt eine Maskerade veranstalten, ein Fest mit Kostümzwang, und das Kostüm heißt: Liebe und Freude. Eine Woche lang trägt man es, bindet sich die Maske des Guten vor, und dann legt man es wieder zu den bunten Kugeln in die Kiste. Ist unser Weihnachten kurzlebiger als das Weihnachtsgebäck?

Du kannst nicht alle Tage Geschenkpäckungen versenden; aber Anteilnahme und ein Wort, das aus dem Herzen kommt, kannst du täglich verschenken. Das ist nicht wenig, und es gehört nicht viel dazu. Aber doch auch wieder viel: etwas Anstrengung, um die Gedankenlosigkeit zu überwinden, die die Wurzel der Grausamkeit ist. Es gehört dazu die schwere Kunst,

sich in einen anderen Menschen zu versetzen, sich an seine Stelle zu denken.

Fragt einmal bei Matthias Claudius an, der vor mehr als zwei Jahrhunderten geboren wurde. Er hatte zwölf Kinder zu ernähren, und manchmal hat seine Familie gehungert. Auch er ist vom Krieg aus Haus und Heimat vertrieben worden. Sein Leben war nicht leicht, und doch hat er alle Tage ein wenig — Weihnachten gehabt.

Er hat es so gemacht, daß er nie auf den nächsten Tag wartete, um Liebe und Freude zu verschenken. Und um sich selber beschenkt zu fühlen, brauchte er kein Weihnachtsfest. Er hatte seine Freude an Sonne, Mond und Sternen, an Berg und Meer, am ersten Zahn seines Kindes und an einer Schüssel voll dampfender Kartoffeln. Er vergaß auch die Dankbarkeit nicht für sein Leben und für Gottes Wunderwelt. Es war nicht einmal Weihnachten, als er in seinem „Täglich zu singen“ schrieb: „Ich danke Gott und freue mich wie's Kind zur Weihnachtsgabe...“

Dieses weihnachtliche Gefühl können wir, wie gesagt, alle Tage haben. Es liegt an uns.

Hellmut Holthaus

DIE EISENINDUSTRIE hat von jeher das Auge des Malers auf sich gezogen. Für den Kunstschaffenden ist die Welt des Eisens eine Welt der Wunder, ein Zauberland der Farben und Formen. Mannigfaltig wie der Produktionsvorgang im einzelnen sind die Motive, die sich dem Künstler bieten. Eine der ältesten Darstellungen der Eisenindustrie stammt von dem flämischen Maler Jan Brueghel d. Ä. Das Bild, das in der Galleria Doria in Rom hängt, entstand in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg und ist betitelt „Hochofen im Walde“. In Öl auf Kupfer hat der Maler hier das tägliche Leben und Treiben um einen Hochofen in den Ardennen festgehalten. Erz und Holzkohle — so läßt das Gemälde erkennen — werden in Körben zur Gicht getragen und in den Ofen geschüttet, dessen Raughemäuer den eigentlichen Mittelpunkt des

Bildes darstellt. Rechts im Hintergrund sind am Bildrand die Umriss eines Kohlenmeilers angedeutet. Das Gebläse für den Hochofen wird vom Bach aus über ein Wasserrad betrieben. Der Maler läßt den Betrachter den Augenblick des Abstichs miterleben. Im hellen Kittel der Ofenmann, der das flüssige Eisen in die ihm vorgezeichneten Bahnen lenkt. In der rechten unteren Ecke des Bildes ist der Eisenlagerplatz angedeutet. Bei der Personengruppe dahinter scheint es sich um Kauflaufe zu Pferde zu handeln. Man erkennt ferner eine Mutter mit ihrem Kind, die aus dem Walde heraustreten, um — so kann man annehmen — den Hüttenmännern das Mittagbrot zu bringen. Da sie gerade einen Steg betreten, der zur Eisenhütte hinüberführt, bietet sich ein Vergleich zur Oberhausener „Henkelmannsbrücke“ geradezu an.



Ich glaube an die Zukunft der Menschheit

„Frieden“ und „Liebe“ werden die Worte sein, von denen die Welt in diesen Tagen mehr als sonst zu einer Zeit widerhallt. Während diese Worte in unseren Ohren oder gar in unseren Herzen nachklingen, trägt ein Mann die Botschaft vom Frieden und von der Liebe mit seinem Beispiel in die Welt: Albert Schweitzer. Jeder, der um das wahrhaft Menschliche weiß, bewundert ihn, weil sein Glaube an die Menschheit und ihre Zukunft über das Wort Idealismus hinausgeht und durch Selbstaufopferung zur dienenden Tat an dieser Menschheit wurde.

Zwei Erlebnisse werfen ihre Schatten auf mein Dasein. Das eine besteht in der Einsicht, daß die Welt unerklärlich geheimnisvoll und voller Leid ist; das andere darin, daß ich in eine Zeit des geistigen Niedergangs der Menschheit hineingeboren bin. Mit beiden bin ich durch das Denken, das mich zur ethischen Welt- und Lebensbejahung der Ehrfurcht vor dem Leben geführt hat, fertig geworden. In ihr hat mein Leben Halt und Richtung gefunden.

Auf die Frage, ob ich pessimistisch oder optimistisch sei, antworte ich, daß mein Erkennen pessimistisch und mein Wollen und Hoffen optimistisch ist.

Pessimistisch bin ich darin, daß ich das nach unseren Begriffen Sinnlose des Weltgeschehens in seiner ganzen Schwere erlebe. Nur in ganz seltenen Augenblicken bin ich meines Daseins wirklich froh geworden. Ich konnte nicht anders, als alles Weh, das ich um mich herum sah, dauernd miterleben, nicht nur das der Menschen, sondern auch das der Kreatur. Mich diesem Mit-Leiden zu entziehen, habe ich nie versucht. Es erschien mir selbstverständlich, daß wir alle an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen müssen.

So sehr mich aber das Problem des Elends in der Welt beschäftigte, so verlor ich mich doch nie in Grübeln darüber, sondern hielt mich an den Gedanken, daß es jedem von uns verliehen sei, etwas von diesem Elend zum Aufhören zu bringen. So fand ich mich nach und nach darein, daß das einzige, was wir an jedem Problem verstehen könnten, dies sei, daß wir unsern Weg als solche, die Erlösung bringen wollen, zu gehen hätten.

Auch in der Beurteilung der Lage, in der sich die Menschheit zur Zeit befindet, bin ich pessimistisch. Ich vermag mir nicht einzureden, daß es weniger schlimm mit ihr steht, als es den Anschein hat, sondern bin mir bewußt, daß wir uns auf einem Wege befinden, der uns, wenn wir ihn weiter begehen, in eine neue Art von Mittelalter hinein-führen wird. Das geistige und materielle Elend, dem sich unsere Menschheit durch den Verzicht auf das Denken und die aus dem Denken kommenden Ideale ausliefert, stelle ich mir in seiner ganzen Größe vor. Dennoch bleibe ich optimistisch. Als unverlierbaren Kinderglauben habe ich mir den an die Wahrheit bewahrt. Ich bin der Zuversicht, daß der aus der Wahrheit kommende Geist stärker ist als die Macht der Verhältnisse. Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selber bereitet. Darum glaube ich nicht, daß sie den Weg des Niedergangs bis zu Ende gehen muß.

Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen und als Persönlichkeiten lauter und tief genug sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.

Weil ich auf die Kraft der Wahrheit und des Geistes vertraue, glaube ich an die Zukunft der Menschheit.

Von denen, die irgendwie den Drang in sich fühlen und tatsächlich befähigt wären, persönliches Tun zum Berufe ihres Lebens zu machen, müssen die meisten der Umstände halber darauf verzichten. Gewöhnlich liegt es daran, daß sie für Menschen, die von ihnen abhängen, zu sorgen haben oder zum Erwerb ihres eigenen Unterhaltes in einem

Beruf verbleiben müssen. Nur wer aus eigener Kraft oder durch ergebene Freude in materieller Hinsicht ein Freier ist, kann es heute wagen, den Weg persönlicher Tat zu begehen. Früher galt dies nicht in diesem Maße, weil der, der auf Erwerb verzichtete, immerhin noch Hoffnung haben konnte, irgendwie durchs Leben zu kommen, während derjenige, der in den heutigen schweren wirtschaftlichen Verhältnissen dasselbe tun wollte, Gefahr liefe, nicht nur materiell, sondern auch geistig zugrunde zu gehen.

So habe ich es mitansehen und miterleben müssen, daß liebe und tüchtige Menschen auf persönliche Tat, die für die Welt wertvoll gewesen wäre, verzichten mußten, weil sie durch die Umstände unmöglich wurde.

Diejenigen, denen es vergönnt ist, freies persönliches Dienen verwirklichen zu dürfen, haben dieses Glück als solche hinzunehmen, die dadurch

Heilige Nacht im Revier

*Unsere Öfen sind am Glanz erbläßt,
der in dieser Nacht im Land erglommen!
Jenes Lichtes überird'sche Last
hat den Feuern alle Macht genommen!*

*Wie die Wächter einer letzten Not
ragen die Kamine aus den Gründen
in das Licht, das da herniederloht!
Vor den Flammen, die die Welt entzünden!*

*In den Hallen, hier, im Arbeitsreich
ließ ein Gloria den Lärm verklingen!
Schweigend nun kann nichts – wie dieses gleich –
ein erhabeneres Credo singen!*

*Jeder Hammer, der hier rastend säumt,
ist ein Hirte, der die Hände faltet!
Jede Werkbank, andachtsvoll verträumt,
ist zum Lied der Heil'gen Nacht gestaltet!*

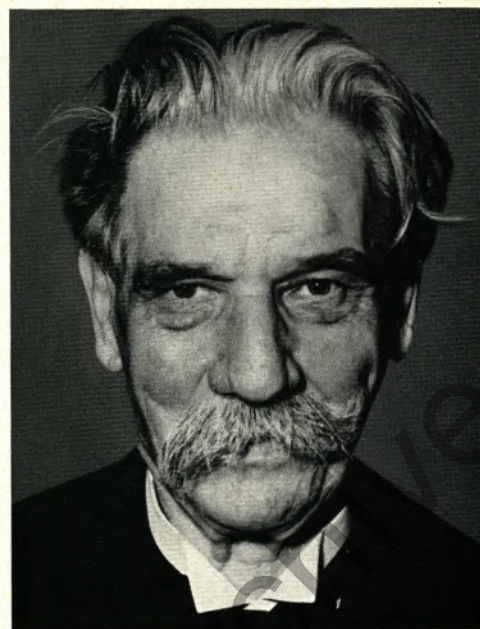
*Alles schweigt hier – doch die Stille ist
jetzo, wie ein jubelnd Benedeien!
Denn mein Werk es ahnt zu dieser Frist
jenen, dem wir alle Werke weihen!*

*Darum muß es feiernd sein und still! –
Schweiget, Hallen! – Ruhet, ihr Maschinen! –
Dem, der uns den Frieden geben will,
wollen wir mit unserm Frieden dienen! –*

Paul Eckholt

demütig werden. Immer müssen sie derer gedenken, die zu gleichem Tun willig und fähig gewesen wären, aber es nicht unternehmen durften. Überhaupt müssen sie ihr starkes Wollen in Demut härten. Fast immer ist ihnen bestimmt, suchen und warten zu müssen, bis sie offene Bahn für das gewollte Tun finden. Glückliche diejenigen, denen die Jahre des Wirkens reichlicher zugemessen sind als die des Suchens und Wartens! Glückliche diejenigen, die dazu kommen, sich wirklich voll ausgeben zu können!

Demütig haben diese Bevorzugten auch darin zu sein, daß sie sich über den Widerstand, den sie erfahren, nicht ereifern, sondern ihn als etwas hinnehmen, das unter das „Es muß also geschehen“ fällt. Wer sich vornimmt, Gutes zu wirken, darf



nicht erwarten, daß die Menschen ihm deswegen Steine aus dem Weg räumen, sondern muß auf das Schicksalhafte gefaßt sein, daß sie ihm welche darauf rollen. Nur die Kraft, die in dem Erleben dieser Widerstände innerlich lauter und stärker wird, kann sie überwinden. Die, die sich einfach dagegen auflehnt, verbraucht sich darin.

Von dem in der Menschheit vorhandenen idealen Wollen kann immer nur ein kleiner Teil zu öffentlich auftretender Tat werden. Allem übrigen ist bestimmt, sich in vielem Unscheinbaren zu verwirklichen, das miteinander einen Wert darstellt, der denjenigen des Tuns, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht, tausendfach und abertausendfach übertrifft. Es verhält sich zu ihm wie das tiefe Meer zu den Wellen, die seine Oberfläche bewegen. Die unscheinbar wirkenden Kräfte des Guten sind in denjenigen verkörpert, die das persönliche unmittelbare Dienen, das sie nicht zum Berufe ihres Lebens machen können, im Nebenamt betreiben. Das Los der vielen ist, zur Erhaltung ihrer Existenz und zu ihrer Betätigung in der Gesellschaft eine mehr oder weniger seelenlose Arbeit zum Berufe zu haben, in der sie nicht viel oder fast nichts von ihrem Menschentum verausgaben können, weil sie sich in ihr fast wie Menschenmaschinen zu betätigen haben. Dennoch aber befindet sich keiner in der Lage, daß er nicht Gelegenheit hätte, sich irgendwie als Mensch zu verausgaben. Die Hauptsache ist, daß die Betroffenen ihr Schicksal nicht einfach über sich ergehen lassen, sondern sich mit aller Energie durch geistige Tat in den ungünstigen Verhältnissen als Menschenpersönlichkeiten zu behaupten suchen. Sein Menschenleben neben dem Berufsleben rettet sich, wer auf die Gelegenheit aus ist, in persönlichem Tun, so unscheinbar es sei, für Menschen, die eines Menschen bedürfen, Mensch zu sein. Dadurch stellt er sich in den Dienst des Geistigen und Guten. Kein Schicksal kann einem Menschen dieses unmittelbare menschliche Dienen im Nebenamt versagen. Wenn so viel davon unverwirklicht bleibt, liegt es daran, daß es versäumt wird.

Ungeheure Werte bleiben durch Versäumnisse in jedem Augenblick im Zustande des Nichts. Was aber davon Wille und Tat wird, bedeutet einen Reichtum, den man nicht unterschätzen soll. Unsere Menschheit ist gar nicht so materialistisch, wie es in törichtem Gerede immerfort behauptet wird. Nach dem, wie ich die Menschen kennengelernt habe, steht für mich fest, daß unter ihnen viel mehr ideales Wollen vorhanden ist, als zum Vorschein kommt. Wie die Wasser der sichtbaren Ströme wenig sind im Vergleich zu denen, die unterirdisch dahinfluten, so auch der sichtbar werdende Idealismus im Vergleich zu dem, den die Menschen unentbunden oder kaum entbunden in sich tragen. Das Unentbundene entbinden, die Wasser der Tiefe an die Oberfläche leiten: die Menschheit harret derer, die solches vermögen.

Daß jeder in der Lage, in der er sich befindet, darum ringt, wahres Menschentum an Menschen zu betätigen: davon hängt die Zukunft der Menschheit ab.



DER MEISTER



In unserem Werk — einschließlich Abteilung Verkehr, Werk Gelsenkirchen und Südhafen Walsum — sind gegenwärtig rund 210 Meister tätig. Jeder einzelne von ihnen steht an einer Stelle, die im Brennpunkt der Mitarbeiter und Vorgesetzten liegt. Die Stellung des Meisters in einem großen Industrieunternehmen ist nicht mit ein paar Worten zu umreißen.

Vor vierzig bis fünfzig Jahren wurde der Begriff „Meister“ noch weitgehend vom Handwerksmeister bestimmt. In den zwanziger Jahren bahntes sich hierin ein Wandel an. Mit den aufkommenden Gedanken der Fertigplanung und Arbeitsstudien, den ersten Ansätzen rationeller Stabsfunktionen und Plankostenrechnung zeichnete sich ein neues Bild ab: der „Werkmeister“. Seine Stellung entsprach etwa der eines auf Teilarbeitsgängen in der Industrie eingetragenen Handwerksmeisters. Es entstand der Typ des selbstbewußten „Alten“ mit dem dicken Buch, in dem er seine Geheimnisse, jene Formeln für das Errechnen von Gewindeprofilen, der Belastungsfähigkeit, der Gewichte usw. aufgezeichnet hatte. Der später einsetzende Kampf gegen ihn als den souveränen Herrscher seines Bereiches, gegen die „Meisterwirtschaft“, ist oftmals zu sehr von Rivalität und Betriebsfremdheit getragen worden, so daß im Zuge gewiß notwendiger Reformen auch wertvolle Überlieferungen aus Erfahrung und Solidität in Vergessenheit gerieten.

Die Jahre nach dem Zusammenbruch und die sich inzwischen abzeichnende technische Fortentwicklung haben, wie auf vielen Gebieten, auch im Hinblick auf unsere Meister in der Industrie zu einer Neuorientierung geführt. Durch die immer mehr um sich greifende Arbeitsteilung und Spezialisierung sind dem Meister außer den fachlichen Anforderungen auf vielen anderen

◀ Eine besondere Verantwortung trägt der Meister, in dessen Bereich auch Jugendliche tätig sind. Auf diesem Bild stellen wir Werkmeister Günter Johann vor, während er in der Ausbildungswerkstatt einen Handgriff erklärt.

Einem klaren und untrügerischen Blick braucht der Werkmeister, wenn er all den Aufgaben gerecht werden will, die an ihn herantreten. Unser Bild: Meister Josef Schwarze vom Baubetrieb in einem Gespräch mit einem Mitarbeiter.

Zum Überwachen einer Tätigkeit gehört, daß man sie auch selbst hätte ausführen können. Scharfer Beobachter ist hier Elektromeister des Grobblechwalzwerkes August Gneiser, der die Behebung einer Schaltstörung überwacht.

Gebieten ganz neue Aufgaben erwachsen, mit denen ihm auch völlig anders gelagerte Meisterfunktionen übertragen werden.

Während früher die Art der Betriebsführung durch die Eigenart seiner Persönlichkeit bestimmt wurde, ist heute der Betriebsablauf von Stellen, die er nicht beeinflussen kann, sehr bestimmt vorgeschrieben. Während er früher durch die Kraft seiner Persönlichkeit seine Arbeitswelt selber formte, muß er heute ganz im gemeinsamen Arbeitsgeschehen aufgehen. Er muß seine Arbeit und die Vorgänge in seinem Bereich immer im Zusammenhang mit der Arbeit aller übrigen Abteilungen sehen. Der Industriemeister ist kein Fachmeister im engeren Sinne des Handwerksmeisters, sondern ein Fachmann



Maschinenmeister Wilhelm Salz vom Maschinen- und Werkstättenbetrieb hat mit Kreide auf ein Blech die Messerstellung der Kreismesser-Saumschere gezeichnet, damit die Mitarbeiter sehen, worauf es bei der Reparatur ankommt.

Bei einem Abstich am Ofen 3: Meister Josef Klein ist ein wenig laut geworden, damit die Mitarbeiter ihn bei Lärm und Getöse verstehen können. Seine Anordnungen sind klar und kurz, seine knappen Zeichen kann jeder verstehen.





▲ In den Betrieben unseres Werkes Gelsenkirchen sind gegenwärtig über 34 Meister beschäftigt. Unser Bild zeigt Meister Anton Breuer vom Stahldrahtzug, wie er mit einem Mikrometer die Stärke eines Drahtes nachmißt.

Hier kommt es nicht auf Tempo, aber auf Genauigkeit an. Probleme wollen mit Überlegung gelöst werden. Unser Bild: Meister Bernhard Becker, Walzendreherei, und ein Mitarbeiter orientieren sich an einer Zeichnung. ▼



mit qualifiziertem, organisatorischem und berufspädagogischem Können. Er muß Einfühlungsvermögen haben und die Fähigkeit, Verhältnisse auch von einem anderen Standpunkt aus zu betrachten. Kenntnisse über Entlohnung, Termine, Arbeitsfolge, Transport, Werkzeuge, Verbrauch von Werkstoffen und sonstigen Betriebsstoffen gehören mit zum selbstverständlichen Rüstzeug. Der Industriemeister ist beispielsweise gezwungen, bei der Planung seiner Tagesaufträge sowohl Gesichtspunkte des betriebswirtschaftlichen Kostendenkens als auch des technischen Werkstoff- und Maschinendenkens zu berücksichtigen. Das erfordert Gesamtübersicht, Kombinationsgabe und die Befähigung, verschiedene Interessen und Faktoren in ihrer Wertigkeit zu beurteilen. Hinzu kommen Anforderungen an ein genaues zeitliches Disponieren, da jede Meisterei in einem ganz bestimmten Produktionsgefälle steht. Störungen im Arbeitsablauf behindern im großen Maße die nachgeschalteten Betriebsbereiche.

Die komplizierten Planungs- und Organisationsaufgaben, die der Meister heute zu bewältigen hat, machen es notwendig, daß er in der Lage ist, auch die Denkleistung seiner Mitarbeiter zur Erfüllung dieser Aufgaben mitheranzuziehen, indem er sein Wissen, seine Planungen und Entscheidungen nicht zum Geheimnis macht, sondern weitervermittelt und damit Anregun-

Meister Wilhelm Hückels vom Südhafen Walsum ruft über das Funkgerät: „Barbara, bitte melden!“, und deutlich ist zu vernehmen: „Ja, hier Barbara!“ Dann erhält unser Motorschlepper im Südhafen Walsum Anweisung, ein holländisches Schiff, dessen Erzladung gelöscht worden ist, aus dem Hafen hinauszubugsieren. Von dieser Stelle aus kann Meister Hückels die beiden großen Portalkrane und die Kranbrücke auch über Sprechfunk erreichen. Das ist dringend erforderlich; denn an das Organisationstalent eines Verlademeisters werden täglich neue Anforderungen gestellt. Fehler sind nicht so leicht zu korrigieren oder wieder gutzumachen; denn Schiffe und Eisenbahnzüge lassen sich nicht so leicht hin- und herschieben wie Schachfiguren. Richtige Planung ist eine Kunst. ▶





Ein kurzer Blick genügt. Im Heißbetrieb, wie hier an der Blockstraße, darf nicht lange hin- und herüberlegt werden. Ein kurzer Blick genügt dem Meister, um seine Entscheidung zu fällen. Unser Bild: Obermeister Arnold Wächter.

gen gibt, bei der Arbeit mitzuüberlegen und mitzudenken. Umgekehrt muß er bereit sein, Anregungen aus der Belegschaft zu empfangen und zu verwerten.

Durch den Verlust des Autoritätsgefühls erwachsen ihm ganz neue Verhaltensweisen seinen Mitarbeitern gegenüber. Nicht der Befehl, sondern die Anweisung steht im Mittelpunkt des Betriebslebens, mit der dem Untergebenen Spielraum für Eigenverantwortlichkeit und Initiative gegeben ist und die ihn so zum „Mitarbeiter“ macht.

Der Meister hat täglich Entscheidungen im menschlichen Bereich zu treffen, die eine genaue gedankliche Untersuchung und Durcharbeitung verlangen. Je mehr gerade im großen und hochdifferenzierten Industrierwerk der fachliche Bereich des Meisters eingeengt und von anderen Personen übernommen wird, desto mehr verlagert sich sein Wirkungsfeld u. a. auf die Verteilung der Arbeit auf die Mitarbeiter unter Berücksichtigung ihrer Leistungsfähigkeit, Veranlagung und Eigenart, auf die Belehrung und Erziehung zum unfallfreien Arbeiten sowie auf die Ausbildung und Erziehung Jugendlicher.

Bei uns in Deutschland steht der Meister zwischen Unternehmensführung und Arbeiterschaft als Treuhänder beider. In vielen Fällen ist er der Mittler zwischen Arbeitern und Betriebsleitung. Er muß die Interessen der Firma vertreten, zugleich aber auch auf das Wohl seiner Mitarbeiter bedacht sein. Damit ist aber die Schwierigkeit seiner Position hinreichend gekennzeichnet — im Gegensatz zu den Verhältnissen in den USA, die den Meister („foreman“) eindeutig zur Unternehmensleitung rechnen. Der Meister als Mittler muß eine Persönlichkeit sein, die über gute menschliche Eigenschaften verfügt. Es gehört stets eine gewisse Entschlossenheit, Selbstsicherheit und geistige Wendigkeit dazu, die Rolle eines Mittlers zu übernehmen.

Bei allen fachlichen und charakterlichen Voraussetzungen, die wir mit dem Begriff „Meister“ verbinden, wollen wir nicht vergessen, daß er auch nur ein Mensch ist mit Stärken und Schwächen, bemüht, seine Stellung in der neuen Sozialordnung zu finden, immer wieder verpflichtet, sich den neuen technischen Gegebenheiten anzupassen.

v. B.



Es kommt darauf an, daß alles seine Richtigkeit hat. Tagesmeister Radke von der Feinblechzurichterei kontrolliert mit einem Mitarbeiter eine Blechsendung. Stimmt irgend etwas nicht — den Augen des Meisters darf es nicht entgehen.

Bei seinen Entscheidungen ist der Meister allein, auch wenn alle seine Mitarbeiter um ihn versammelt sind. Er muß wissen, was in jedem Augenblick zu tun oder zu lassen ist. Unser Bild: Obermeister Franz Pubanz, Martinwerk II.



Der Werkmeister als Spezialist: Walter Marhold mit zwei Schlossern bei der Reparatur einer unserer Diesellokomotiven im Lokschuppen. Richtige Behandlung von Motoren setzt Fingerspitzengefühl und gutes Fachwissen voraus.



▶ Nazareth, zum Staat Israel gehörig, ist eine Stadt, die ein völlig arabisches Gepräge hat und trotzdem überwiegend christlich ist. Hier verbrachte Jesus Christus seine Jugendzeit. Die engen Gassen mit den offenen Basaren lassen den Hauch des Orients verspüren.

mit Maria, seinem vertrauten Weibe... So kam es also, daß Jesus Christus in Bethlehem geboren wurde.

*

Volkszählungen, so zeigt die Begebenheit, sind also keineswegs von modernen Statistikern erfunden. Sie sind uralte und dienten in der Antike wie heute höchst nüchternen Zwecken. Sie lieferten erstens die Erfassungsdaten für den Waffendienst und zweitens für die Besteuerung. In den unterworfenen Ländern ging es den Römern vor allem um das letztere; denn ohne die fremden Tribute hätte sich

Der Vordere Orient ist das Land der Minaretts, der schlanken Moscheetürme, von wo der Muezzin die Mohammedaner in regelmäßigen Abständen zum Gebet ruft. Hier eine Straße in Bethlehem. Die islamische und die christliche Welt treffen in Palästina aufeinander.



Ein Werksangehöriger berichtet von seiner Reise in das Heilige Land

In der Stadt Davids, die da heißt Bethlehem

Von Bethlehem her hallt am Heiligen Abend Glockenklang über die ganze Erde, dringt über Berge und Meere. Mancher mag da seine Gedanken an den Ort schicken, wo vor nunmehr 1958 Jahren Jesus Christus geboren wurde. Jeder macht sich dabei seine eigenen Vorstellungen von dieser ältesten Stätte der Christenheit, wo einst Hirtenfeuer flackerten und die Krippe des Heilands stand. Doch die Bilder, die wir in unseren Herzen tragen, sind meist durch die Darstellungen der abendländischen Kunst geprägt. Das Bethlehem von damals und auch das von heute sieht anders aus. Dipl.-Ing. Ferdinand Kordon, Betriebsleiter in unserer Versuchsanstalt, der vor einiger Zeit eine Privatreise durch den Vorderen Orient unternahm, schildert uns das echte Bethlehem. Überhaupt ist eine Palästinafahrt so etwas wie eine Reise in die Vergangenheit, über der der Schatten der Gegenwart liegt. Die schmale Landbrücke am Mittelländischen Meer, die Asien und Afrika verbindet, gleicht heute mehr denn je einer Bühne, auf der sich im Vordergrund ein spannungsgeladenes Gegenwartsdrama abspielt, während sich dahinter viele Vorhänge öffnen und den Blick auf den dramatischen Ablauf einer vieltausendjährigen Geschichte freigeben.

Beit Lahm sagen die Araber, wenn sie von dem Ort der Geburt Jesu Christi sprechen, von Bethlehem, das, sieben Kilometer südlich von Jerusalem gelegen, heute zum Königreich Jordanien gehört. Rings um den Ort und längs der Straße von Jerusalem, die durch israelisches Gebiet führt, gewahrt man Drahtverhaue und Schützengräben. Der tiefe Haß, den die Israelis und die Araber aufeinander haben, und andererseits der Zwist, in den die arabische Welt untereinander

verwickelt ist, hat die berühmten biblischen Stätten in unmittelbare Frontlinie rücken lassen. Bethlehem, was „Platz des Brotes“ heißt, ist heute eine Stadt von etwa siebentausend Einwohnern. „Nicht die geringste unter den Fürstenstädten Judas“, wie es in der Heiligen Schrift heißt, ist sie der Geburtsort Davids. Der Leser weiß aus der biblischen Geschichte, daß Joseph von Nazareth aus Davids Stamm war. Demnach war Bethlehem der Ort, an den er sich zu

der von Kaiser Augustus befohlenen Volkszählung zu begeben hatte. Wir alle kennen die Stelle aus dem Lukas-Evangelium, die da sagt: Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde... Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum daß er von dem Hause und Geschlecht Davids war, auf daß er sich schätzen ließe

Rom weder den Luxus seiner vielbewunderten Prachtbauten und Anlagen, weder sein üppig-verschwenderisches Leben, noch seinen kostspieligen Verwaltungsapparat leisten können. Der „Census“, wie eine solche Schätzung offiziell hieß, fand im Imperium Romanum jedes vierzehnte Jahr statt, und zwar sowohl für die „cives romani“, die römischen Bürger, als auch für die von römischen Legionen besetzten Gebiete in Spanien, Gallien, Germanien, für Ägypten als auch für Syrien.

*

In der Regel ist es so, daß der Palästina-reisende, wenn er in die Geburtsstadt Jesu kommt, zunächst eine leichte Enttäuschung zu überwinden hat. Man sollte deshalb in Bethlehem nicht so gleich die Geburtskirche aufsuchen, sondern zuvor auf das Hirtenfeld, draußen vor den Toren der Stadt,

hinauswandern; denn dort hat noch nicht Menschenwerk die Stätten verändert. Das Feld liegt da, wie es vor Jahrtausenden gewesen sein mag. Bethlehem liegt in einer von sanften Hügeln durchzogenen Landschaft. Ein paar vereinzelt Bäume, weite Grasflächen, im Frühjahr mit einem blühenden Teppich bekleidet, im Sommer unter der sengenden Sonne verdorrt — ein Platz für Herden und Hirten. In der Umgebung gibt es viele natürliche Höhlen, die den Anwohnern, zumeist Bauern und Hirten, noch heute als Ställe für ihre Schafe dienen. Vereinzelt findet man auch Häuser, die über solchen Grotten im Kalkfelsen erbaut worden sind: unten der Stall für die Tiere, darüber die Räume für die Menschen. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, daß Jesus in einer solchen Grotte geboren wurde. Heute werden viele dieser Grotten von arabischen Flüchtlingen bewohnt.

Über der Grotte, in der Jesus geboren wurde, hat Kaiser Konstantin im Jahre 330 eine Kirche errichten lassen. Obwohl auch Bethlehem einige Male zerstört worden ist, die Kirche ist erhalten geblieben. Sie ist, obschon im Laufe der Jahrhunderte verschiedenen baulichen Veränderungen unterworfen, eine der ältesten der Christenheit. Die erste Erwähnung der Geburts-grotte geht zurück auf das Jahr 155 n. Chr. Einhundertfünfundfünfzig Jahre sind eine Zeitspanne, die durch mündliche Überlieferung leicht überbrückt wird und die historische Echtheit dieser Stelle mit Sicherheit verbürgt. Selbst im Jahre 614, als die Perser in Palästina einfielen und das Land verheerten, damals ging auch die Grabeskirche in Jerusalem in Flammen auf, blieb die Geburtskirche vor der Zerstörung bewahrt. Perserkönig Chosroes, so will es die Anekdote, habe im Inneren der Kirche auf einem die Drei Weisen aus dem Morgenland darstellenden Mosaik entdeckt, daß die Weisen in persische Gewänder gekleidet waren. Dies habe ihn zu der Herrschergeste veranlaßt, das Gebäude zu schonen.

Die Geburtskirche, die Kaiser Justinian um 550 n. Chr. durch eine Kuppel hat überwölben lassen, ist gemeinsamer Besitz der griechischen, der armenischen und der römischen Kirche. Durch eine schmale Pforte, die so niedrig ist, daß ein erwachsener Besucher nur tief gebeugten Hauptes hindurch kann, betritt man das Innere der Basilika. Das Mittelschiff, schöne



▲ Die Geburtskirche in Bethlehem. Sie wurde von Kaiser Konstantin im Jahre 330 über der Grotte errichtet, in der Jesus geboren wurde. Die Kirche, die eine der ältesten der Christenheit ist, blieb trotz mehrmaliger Zerstörung Bethlehems erhalten. Im Laufe der Jahrhunderte war das Gebäude verschiedenen Veränderungen unterworfen. Heute ist die Basilika, die alljährlich von Pilgern aus aller Welt aufgesucht wird, gemeinsamer Besitz der römisch-katholischen, der griechisch-orthodoxen und der armenischen Kirche. Rechts im Bild ist der Turm eines Anbaues zu sehen, der der Heiligen Katharina geweiht ist. Das Glockengeläut dieser Kirche läutet die Weihnachtsfeiertage ein und wird am Heiligen Abend auch bei uns im Rundfunk zu hören sein.

Einfachheit ausstrahlend, wird von zwei Reihen korinthischer Säulen begrenzt. Die eigentliche Geburts-grotte liegt unter dem Altar. Zwei Treppen,

In einem Seitengang der Geburtskirche liegt auch das Grab des Heiligen Hieronymus und dahinter die Zelle, in der er, von einem Löwen bewacht, die

derselbst der Grenzpfähle und Schlagbäume. Israel verfügt über Nazareth, Kapernaum, Emmaus. Zu Jordanien gehören Bethlehem, Bethanien, Jericho. Jerusalem, die heilige Stadt der Juden, Christen und Moslems, ist sogar zweigeteilt. Sie erinnert irgendwie an das Schicksal Berlins. Und weitere Parallelen des Schicksals: Zwischen Jerusalem und Jericho häufen sich Elendsbaracken und Flüchtlingslager.



▲ Draußen vor der Stadt liegt in einer hügeligen Landschaft das Hirtenfeld. Hier hat sich nach der biblischen Überlieferung zugetragen, wovon das Lukas-Evangelium sagt: „Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde...“ Dies also ist als die Stätte bekannt, an der die himmlischen Heerscharen die Weihnachtsbotschaft verkündeten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

links und rechts des Altars, führen hinab. Der Raum ist klein und niedrig. Wände und Fußboden sind mit Marmor verkleidet. In einer Nische steht ein Altar, vor dem ein in den Stein eingelassener silberner Stern und eine Inschrift in lateinischer Sprache auf die Geburt Jesu Christi hinweisen: HIC DE VIRGINE MARIA JESUS CHRISTUS NATUS EST. Hierhin also verlegt die ins Urchristentum zurückreichende Tradition die Geburt des Heilands. Hier haben durch die Jahrhunderte hindurch Menschen andächtig gekniet, im Atomzeitalter wie zur Zeit der Kreuzzüge, wie vor 1958 Jahren; denn alle Jahre wieder... Von weither kommen sie, über Land und Meer, die weite Reise nicht scheuend. Ja, sie kommen sogar durch den Eisernen Vorhang, der vor den Toren Bethlehem und mitten durch Jerusalem hindurch Palästina in zwei feindliche Lager teilt.

Bibel ins Lateinische übersetzte. Hieronymus hat von 386 bis zu seinem Tode im Jahre 420 in Bethlehem gelebt. Er hat sich uns eingeprägt durch den Kupferstich Albrecht Dürers „Hieronymus im Gehäule“.

Es gibt nur wenige Länder, in denen die Schleier der Vergangenheit so weit zurückgezogen sind und die Bühne historischen Geschehens so offen daliegt, wie dies in Palästina der Fall ist. So begegnen wir, wenn wir den Spuren Jesu folgen, frühen und späten Zeugen der biblischen Geschichte. Wir erleben aber auch jenes Palästina, das als Zankapfel erbitterten Völkerhasses gerade jetzt wieder im Mittelpunkt des Weltinteresses steht. Die blutende Grenze zwischen Israel und Jordanien teilt Palästina in zwei stark getrennte Hälften. Die uns teuren Stätten früher Christenheit liegen bei-

Heute umfängt den Besucher in den Gassen von Bethlehem das Gewimmel einer überfüllten Flüchtlingsstadt. Mehr als eine Million Menschen leben seit dem jüdisch-arabischen Krieg vor nunmehr zehn Jahren in Lägern beiderseits der Grenze. Die geflüchteten Massen, die größtenteils ohne Arbeit geblieben sind, sind arm und um das tägliche Brot besorgt. Hier in den Flüchtlingslagern hat der Kommunismus eine neue Brutstätte gefunden.

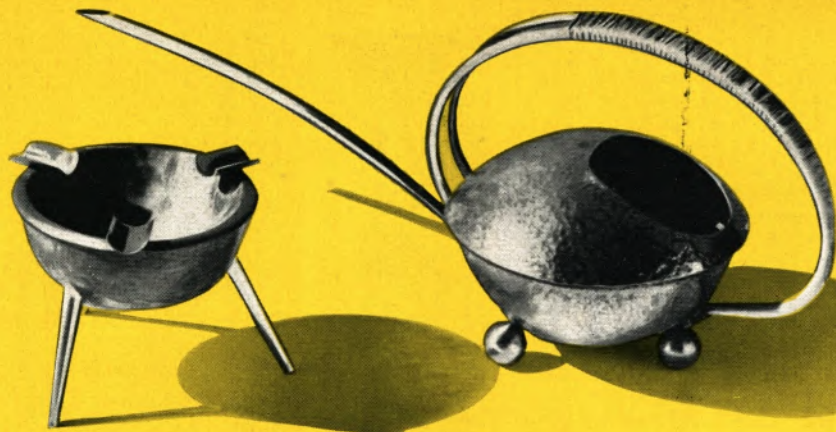
Auch in den Jahren, als Jesus in diesem Wüstenbergland die Liebe predigte, gab es Haß zwischen Juden und Samaritanern. Ein Spiegelbild dieser Feindschaft erlebt man am Beispiel von heute, dem geradezu unversöhnlichen Haß der Araber gegen die Israeli, die ihnen ihrer Meinung nach ihr Land genommen haben. „Die Juden oder wir. Es gibt keinen Kompromiß.“ Diese Formel hört man immer wieder im Heiligen Land.

Hinzu kommen die politischen Spannungen zwischen den einzelnen arabischen Staaten. Im Lande des Friedens herrscht Unfriede. So erlebt man auf einer Palästina-reise das unmittelbare Nebeneinander von Geschichte und Gegenwart. Wer etwa in Bethlehem unversehens auf ein Lager für arabische Flüchtlinge stößt oder wer am See Genezareth vor den Toren eines Auffanglagers für israelitische Einwanderer steht, der erkennt mit einemmal, daß er auf einer Fahrt zu den biblischen Stätten der Begegnung mit dem Schicksal, das heute auf diesem Land lastet, nicht ausweichen kann.

Um so mehr in diesen Tagen, an denen Tausende ins Heilige Land kommen, sollte hier, an der Geburtsstätte des Friedensfürsten, aller Haß der Liebe weichen. Wie schön wäre es, wenn das Grußwort „Salem“ (hebräisch „Schalom“), das im Heiligen Land so häufig zu hören ist, verheiße, was es eigentlich sagt: Friede!

Ein Araber, dem der Verfasser bei Bethlehem begegnete. In seinem malerischen Gewand erweckt er Erinnerungen an Karl Mays „Durch die Wüste“. Gleich nach dem Klicken der Kamera wird er die Hand ausstrecken, um den obligatorischen „Bakschisch“ zu erheischen.





Zur Muße fähig sein



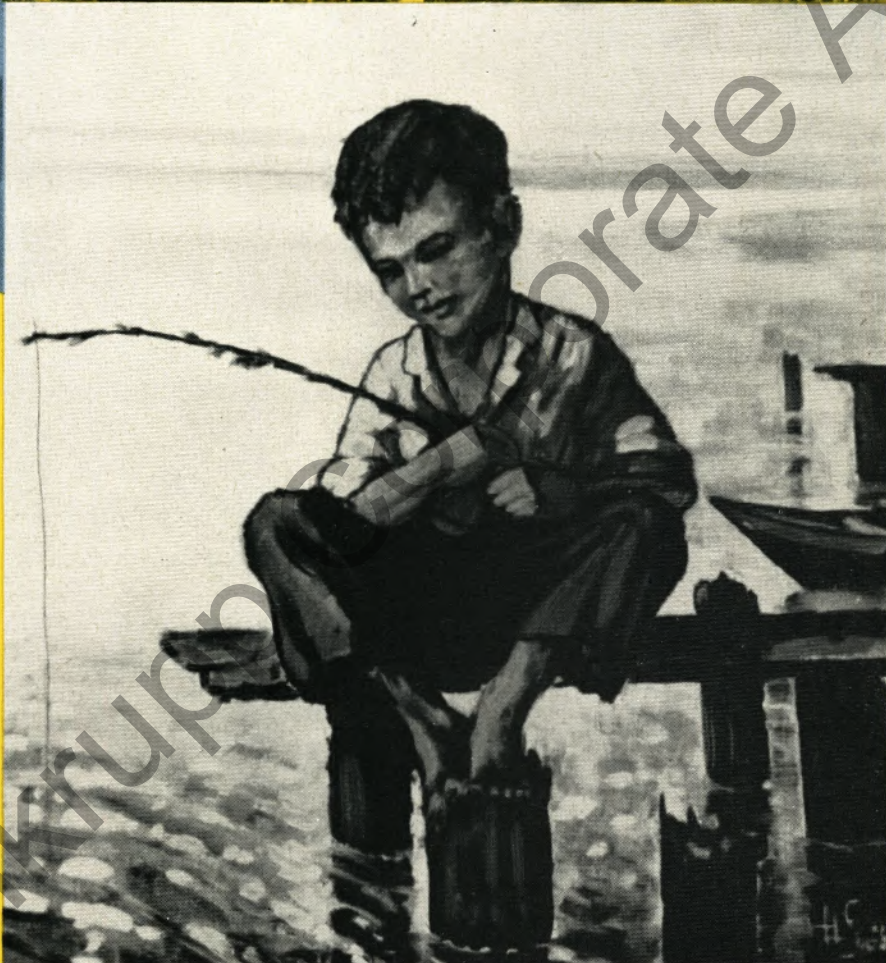
Ab 1. Januar 1959 wird die wöchentliche Arbeitszeit in den nordrhein-westfälischen Hüttenwerken um eine weitere Stunde gekürzt. Diejenigen von uns, die noch die Zeit vor dem ersten Weltkrieg in Erinnerung haben, als noch Zwölf- oder gar Vierundzwanzig-Stunden-Schichten an der Tagesordnung waren, hört man immer wieder sagen, daß damals wohl kaum ein Mensch für möglich gehalten hat, daß einmal nur noch 44 oder 42 Stunden in der Woche gearbeitet werde. Nun, die Ära der Freizeit ist Wirklichkeit geworden. Freizeit im heutigen Sinne heißt mehr als eine Pause zum Essen und zum Schlafen, heißt Zeit, die frei zur Verfügung steht, und es gehört zu ihrem Begriff, daß der, der sie hat, damit machen kann, was er will.

Doch nicht selten werden Bedenken laut, daß eben die Menschen mit ihrer freien Zeit nichts anzufangen wüßten. Nicht immer ganz unberechtigt wird besorgt darauf hingewiesen, daß der heutige Mensch, innerlich verkümmert und verflacht, sich auf sein Privatleben erst gar nicht einlasse, sondern lediglich danach trachte, seine freie Zeit in neue Kollektive einzubringen. Als solche auf ihn lauende Kollektive werden genannt das Radio, der Fernsehapparat, das Kino. Es wird behauptet, daß die Menschen außerstande seien, ihrem eigenen Ich

zum Durchbruch zu verhelfen, statt eigene Kräfte zu entfalten, es darauf abgesehen hätten, sich unterhalten zu lassen.

Professor Helmut Schelsky, ein namhafter Soziologe, hat diese Gefahr, in der sich der Mensch des industriellen Zeitalters befindet, indem er seine Freizeit passiv gestaltet, einmal als „typische Verbraucherhaltung“ bezeichnet. Damit ist gemeint, daß der Mensch seine freien Stunden nicht mehr bewußt „von innen“ gestaltet, sondern sie sich „von außen“ gestalten läßt. Also beispielsweise: Man treibt nicht selber Sport, sondern ist Zuschauer bei Sportveranstaltungen; man musiziert nicht mehr, sondern betätigt den Knopf des Radios; man setzt sich nicht mit einem Buch auseinander, sondern blättert lieber in Illustrierten oder läßt sich von Filmen unterhalten.

Es ist an sich schon grotesk, daß man die vermehrte Freizeit hier und dort mit etwas scheelen Blicken betrachtet, daß man geradezu eine soziale Not daraus macht, weil es Menschen geben soll, die einfach Angst haben vor dieser Freizeit. Sicherlich sollte man das Phänomen Freizeit auch einmal aus der historischen Entwicklung betrachten; denn schließlich ist die Ära der Freizeit ein



der bedeutendsten Sozialrevolutionen. Freizeit zu haben war früher ein Privileg einiger weniger Bevorzugter. Wenn nun Millionen von Menschen in die Lebenssituation einer bisher kleinen Schicht gekommen sind und auf dieser gehobenen Ebene der menschlichen Daseinsentfaltung sich zurechtfinden sollen, so wäre es bestimmt nicht richtig, wegen einiger nicht immer positiver Begleitumstände gleich das ganze Freizeitdenken zu verdammen. Zweifellos geht es nicht darum, die Menschen zu perfekten Nichtstuern zu erziehen. Zur Muße fähig sein — darauf kommt es an.

Keine organisierte Freizeitgestaltung à la KDF muß das Bestreben sein; denn nichts prägt die Freizeit, wenn nicht jeder einzelne sie selbst prägt. Wir betrachten es dabei lediglich als unsere Aufgabe, anzuregen zur sinnvollen Ausnutzung freier Stunden, sträuben uns aber gegen jede „Freizeitgestaltung“ im Sinne eines kollektiven Massenbetriebs. In der Werkzeitschrift wollen wir uns im kommenden Jahr mehr als bisher mit Freizeit-Themen befassen. Vielleicht werden wir so etwas wie eine Hobby-Ecke einführen. So wie wir heute auf diesen Seiten einige Hobby-Arbeiten vorstellen, die kürzlich auf einer Freizeit-Ausstellung der IG Metall in Nürnberg zu sehen waren. In Amerika hat sich der

Bastelbetrieb der Menschen zu einer wahren Volksbewegung, zur Do-it-yourself- (Tu-es-selbst-)Bewegung, ausgeweitet. Dies ist ein Ergebnis der verkürzten gewerblichen Arbeitszeit, indem Millionen von Arbeitern und Angestellten nach Feierabend oder übers Wochenende die Tapeten in ihren Wohnungen selbst ankleben, Gebrauchsgegenstände zimmern, basteln oder malen.

Selbstverständlich aber ist die Erfüllung des Freizeitgedankens nicht ausschließlich eine Angelegenheit der Bastelei. Wenn der heutige Mensch eine Erweiterung seines Daseins vollzieht, indem der Zustand des bloßen Vegetierens und des Robotens umgewandelt wird durch bessere Lebensbedingungen, so muß er dieser Erweiterung seiner Existenz auch gewachsen sein. Das kann er nur, wenn er seine inneren Möglichkeiten auszuschöpfen versteht und dem grenzenlosen Reichtum, der sich in der Natur, der Kunst, der Literatur, der Geschichte oder in welchen Formen auch immer offenbart, mit offenen Augen zu begegnen weiß. Jene Bildungsmüdigkeit zu überwinden, die sich in den letzten Jahren breitgemacht hat, ist eine der Hoffnungen, die an die Epoche der Freizeit geknüpft werden. Grundprinzip wird die Einsicht sein, daß man an die Muße mit Muße herangehen muß.



125 JAHRE DRAHTSEIL

Im vorigen Jahr feierte das Werk Gelsenkirchen ein Jubiläum: 75 Jahre Drahtseilherstellung. Solch ein Jahrestag ist selbstverständlich der Würdigung wert, doch wollen wir auf diesen Seiten des Jahres gedenken, in dem der Oberharzer Carolinen-Schacht in Clausthal — als erste Grube der Welt — mit einem „eysern Seil“ ausgerüstet wurde. Inzwischen sind 125 Jahre vergangen, und das Drahtseil hat sich nicht nur die Gruben und Schächte aller Länder erobert, sondern in fast alle Bereiche der Technik Eingang gefunden. Der Erfinder des geflochtenen Eisendrahts war der Oberbergrat Wilhelm August Julius Albert. Die Entstehungsgeschichte des „Albertschen Geflechts“, wie das Drahtseil anfangs genannt wurde, wird sicherlich nicht nur unsere Mitarbeiter in Gelsenkirchen interessieren.

Das Drahtseil ist nicht Ergebnis einer einzigen klaren Überlegung. Versuche, ein „eysern Seil“ zu schaffen, gehen Jahrhunderte zurück. Schon der berühmte Florentiner Maler Leonardo da Vinci (1452 bis 1519), der bekanntlich ein technisches Genie war, mühte sich darum; später machten englische und französische Techniker Versuche, die darauf abzielten, die zu damaliger Zeit im Bergbau verwendeten Hanfseile und Förderketten durch etwas Besseres zu ersetzen. Kein geringerer als der große Philosoph und Mathematiker Leibniz (1646 bis 1716), der Berater des Harzer Bergbaus gewesen ist, hat sich Gedanken über die Ablösung der Hanfseile und Ketten gemacht, waren doch beide bei wachsender Teufe gänzlich ungenügend und recht umständlich in der Anwendung. In einem alten Buche „Über die Fördermethoden auf den Steinkohlengruben im Königlich Preussischen, märkischen Bergamtsbezirk“ von 1823 hieß es: „Auf nassen Schächten thut man sehr wohl, das Seil jedesmal nach verfahrener Schicht abzunehmen und an einem trockenen Ort in der Kave zu verwahren.“

Nicht anders sah es zur Wirkungszeit des Clausthaler Oberbergrates Wilhelm August Julius Albert im Oberharzer Bergbau aus. Von 35 Hauptschächten hatten 14 bereits eine Teufe von 350 Metern erreicht, und man war dabei, noch weiter ins Erdinnere vorzudringen. Zur Förderung dienten hauptsächlich „Treibetonnen“, das waren Kübel, die bei einem Eigengewicht von etwa einem Zentner fünf bis sechs Zentner Erz faßten. Die Harzer Schächte waren ebenfalls mit Hanfseilen oder Ketten — unrichtig von den Bergleuten übrigens auch „eiserne Seile“ genannt — ausgestattet. Auch hier dieselben Schwierigkeiten wie in anderen Bergbaubetrieben: Hanfseile, die leicht und elastisch waren, rissen zwar nicht über raschend, weil schwache Stellen früh genug zu erkennen waren, doch unterlagen sie einem hohen Verschleiß und mußten deshalb oft erneuert werden. Auch die Kettenförderung hatte bedeutende Nachteile: Bei einem 200 Lachter (384 Meter) tiefen Schacht wog die Förderkette über 30 Zentner, war also fünfmal so schwer wie die gewöhnliche Last einer vollen Treibtonne, so daß der Zeitpunkt im voraus zu berechnen war, zu dem das Kettengewicht bei wachsender Teufe für die mit Wasser bewegten Triebwerke zu schwer sein würde. Ihr Hauptnachteil lag aber in zu häufigen nicht vorherzusehenden Brüchen einzelner Ketten glieder.

Oberbergrat Albert machte sich große Sorgen um das Wohl des Harzer Bergbaus, dessen Fort-

bestehen von den Fördermethoden abhängig war. Seine sämtlichen Versuche gingen von der Kette aus. Zunächst ließ er den Kettengliedern eine lange, gerade Form geben, veränderte die Seilscheiben und versuchte es auf der Franz-August-Grube und im Elisabether Schacht sogar mit einer endlosen Kette, die nicht aufgerollt zu werden brauchte. Aber die Kettenbrüche waren damit nicht aus der Welt geschafft; denn je länger die Ketten wurden, um so größer wurde der Zug des Eigengewichts.

Da kam ihm der Gedanke, die Kettenglieder anstatt aus zusammengeschweißten Stäben aus geflochtenem Eisendraht herzustellen. Doch blieb auch dieser Versuch erfolglos, weil die Verschweißung der Drahtenden zu große Schwierigkeiten machte. Albert setzte seine Versuche mit dem Draht jedoch unermüdlich fort. Zwei vertraute Münzschmiede standen ihm bei. Das Experimentieren mit dem geflochtenen Draht brachte Albert auf die Idee, ganz auf Glieder zu

verzichten und mehrere Drähte nach der Art der Hanfseile zusammenzudrehen.

Nach Berichten von Zeitgenossen stellte Albert die ersten Drahtseilstränge aus Eisendrahten her, die er persönlich bei den Kaufleuten Clausthals und Zellerfelds gekauft und nach Hause getragen hatte. Sein Kutscher erprobte sie, indem er Pferde mit den Litzen vor eine schwere Holzfuhre spannte und antrieb. Die Stränge rissen nicht! Dieser Versuch bestätigte Albert, daß er das Richtige gefunden hatte. Er ließ aus der Drahtzieherei der Harzer Königshütte mehrere Ringe 3,5-mm-Draht kommen, änderte des öfteren die Länge der Seilschläge, führte in der Münzschmiede zu Clausthal Belastungs- und Biegeproben durch und fügte endlich ein längeres Drahtseilstück in die Schachtkette des Elisabether Schachts ein. 5000mal lief es über die Seilscheibe ohne zu brechen.

Im Jahre 1833 erhielt der Harzer Oberbergrat von der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Regierung in der heutigen niedersächsischen Lan-

Obwohl das von dem Harzer Oberbergrat Albert erdachte Drahtseil dazu dienen sollte, Erz aus der Tiefe der Erde zu fördern, haben andererseits Drahtseile es möglich gemacht, auch die höchsten Gipfel zu erschließen. Links eine mit Gelsenkirchener Seilen ausgerüstete 20 Kilometer lange Lastenbahn, die von Sion im Rhonetal Baumaterialien für den Kraftwerksbau von Grande Dixence heranschafft. Rechts eine an Gelsenkirchener Drahtseilen schwebende Kabine der Bayrischen Zugspitzbahn, die auf den höchsten Gipfel Deutschlands hinaufführt.



deshauptstadt die Genehmigung, probeweise ein „eysern Seil“ aufzulegen. Albert ließ sofort auf dem 40 Meter langen Dachgeschoß der Dorotheer Erzwäsche mit der Herstellung von zwei 600 Meter langen Drahtseilen beginnen, die am 22. Juli 1834 in der Grube Caroline in Gebrauch genommen wurden. Das erste „Albertsche Geflecht“ hatte nach den angestellten Versuchen eine Bruchfestigkeit von 500 Kilogramm je Draht, bei zwölf Drähten also im ganzen sechs Tonnen. Auf das Quadratmillimeter des Seilquerschnitts gerechnet, waren es 52 Kilogramm, was einem Drittel der Bruchfestigkeit moderner Förderseile entspricht.

Die Nachricht vom ersten Drahtförderseil der Welt verbreitete sich mit Windeseile. 1835 wurden nicht nur nach Sachsen und zum Rammelsberg bei Goslar Seile geliefert, sondern auch der Ruhrbergbau machte sich die Errungenschaft zunutze. Hier legte die Zeche „Sälzer und Neuack“ in Essen als erste ein Drahtseil auf. Ihr folgten bald andere Gruben. Es war gerade um die Zeit, als Franz Haniel, der Mitbegründer der späteren GHH, in den Schächten „Franz“ und „Kronprinz“ das gefährliche und wasserhaltige Mergelgebirge über der Kohle erstmalig erfolgreich durchteuft hatte. Aber ohne das „Albertsche Geflecht“ wäre man damals nicht an die größten und wichtigsten Steinkohlenvorräte der Ruhr herangekommen. Seilproben wurden vom Oberharz in alle Welt verschickt. Nach den Originalproben stellten die Gruben die Seile für den eigenen Bedarf anfangs selber her. Doch allmählich ging man zur fabrikmäßigen Herstellung über. Die Kölner Firma Felten & Guillaume nahm bereits 1835 die Fabrikation auf. Unser Werk Gelsenkirchen stellt seit dem Jahre 1882 Drahtseile her.

Das „Albertsche Geflecht“ wurde zu Beginn in einfachsten Zusammensetzungen, ohne Hanfeinlagen, mit nur wenigen Litzen im Seil und wenigen Drähten in den Litzen nach einer Richtung geschlagen. Diese Art des Seilflechtens wurde „Albertschlag“, später auch „Gleichschlag“ genannt; das Gegenstück dazu ist der später in der Drahtseilindustrie vorwiegend angewendete „Kreuzschlag“, mit dem praktisch drallfreie Seile geschlagen wurden.

Hätte der Clausthaler Oberbergrat aus seiner Idee finanziellen Nutzen gezogen, wäre er gewiß ein steinreicher Mann geworden. Doch vertrat er den Standpunkt, daß die Bergverwaltung nur dem Gemeinwohl zu dienen habe und aus ihren Erfahrungen kein Geschäft machen dürfe. Deshalb wurden in Clausthal an jedermann Auskünfte erteilt, Seilproben versandt und ganze Förderseile zu den gleichen Preisen an die eigenen wie an auswärtige Gruben geliefert.

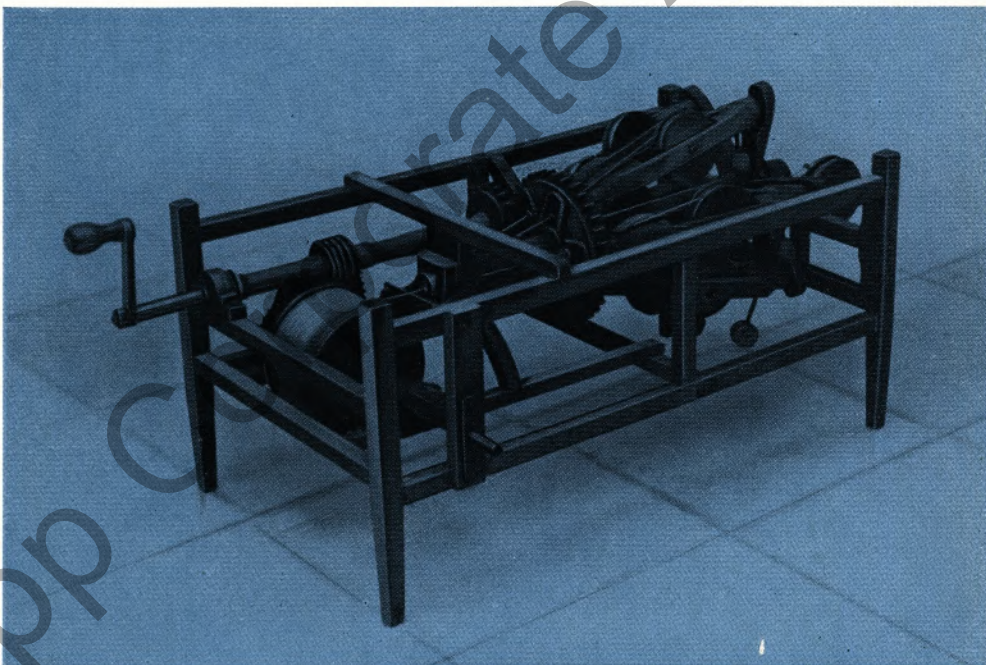
Die Erfindung des Drahtseiles ist nicht nur dem Bergbau, sondern auch weiten Bereichen der Industrie zugute gekommen. Seilbahnen überwinden heute weite und unzugängliche Landstriche, klettern an steilen Bergen empor, befördern Lasten und Menschen. Ohne Drahtseile wären unsere modernen Krananlagen undenkbar, gäbe es keine Hochspannungsleitungen und würden die riesigen Schiffsleiber nicht ins Schlepptau genommen werden können.

Zwanzig Jahre nach Alberts Tod ging der nach den Vereinigten Staaten ausgewanderte deutsche Ingenieur August Roebling dazu über, Drahtseile auch beim Brückenbau zu verwenden. Mit der ersten Brücke dieser Art überspannte Roebling den Niagara. Mit Staunen vernahm Europa, daß jedes der vier Tragkabel aus 3600 Drähten Albertscher Flechtart gesponnen sei. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Brückenseile immer stärker, die Spannweiten immer gewaltiger, wie zum Beispiel bei dem längsten Bauwerk aus Stahl, der Machinac-Brücke im Staate Michigan (USA), über die wir in Nr. 4/1957 der Werkzeitschrift berichtet haben. In einem einzigen Bogen überspannt das imponierende Bauwerk 1160 Meter. Die beiden Pfeiler sind 168 Meter hoch. Die Rheinbrücke zwischen Duisburg-Ruhrort und Homberg, die mit Drahtseilen des Werkes Gelsenkirchen erbaut worden ist, und die Düsseldorfer Nordbrücke, bei deren Bau ebenfalls Gelsenkirchener Drahtseile verwendet wurden, geben Beispiele für die auf Drahtseilen fußende Brückenbaukunst. Drahtseile aus Gelsenkirchen fanden unter anderem auch auf der größten Baustelle der Welt, beim Bau des Staudammes von Grande Dixence in der Schweiz, Verwendung.

Der Königlich Großbritannisch-Hannoversche Oberbergrat Albert hat in Gesprächen wiederholt die spätere Bedeutung des Drahtseils prophezeit. Ob er aber eine solche Entwicklung seiner Erfindung vorausgesehen hat?

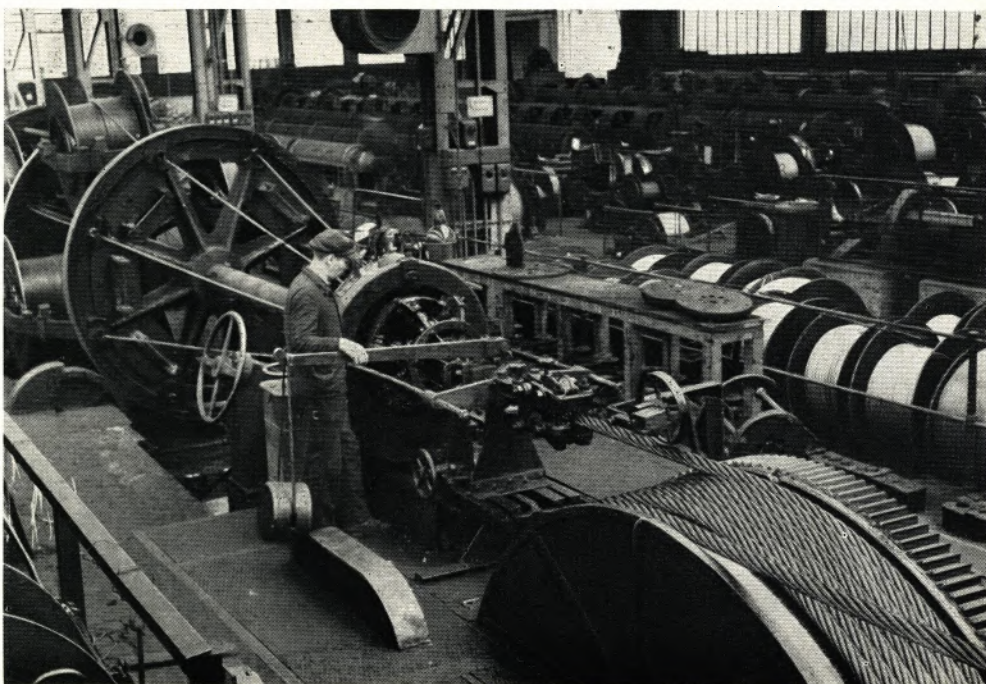


▲ Albert war ein Freund der Harzer Bergleute. Er sorgte in Clausthal für bessere Schulverhältnisse und einen wirksameren Brandschutz. Unser Bild zeigt Bergarbeiterhäuser, die in seiner Wirkungszeit entstanden sind.



Die Herstellung der Drahtseile war im Anfang kostspielig, weil sie von Hand geflochten wurden. Aber schon bald begann man, Maschinen zu entwickeln. Unser Bild zeigt die erste Seilschlagmaschine aus dem Jahre 1838. ▲

▼ Heute ist die Herstellung von Drahtseilen weitgehendst mechanisiert. Auf verschiedenen Maschinen werden nacheinander Litzen und Seile geschlagen. Bild: Eine Seilschlagmaschine unseres Gelsenkirchener Werkes.



Mit dem Scheckbuch in der Tasche

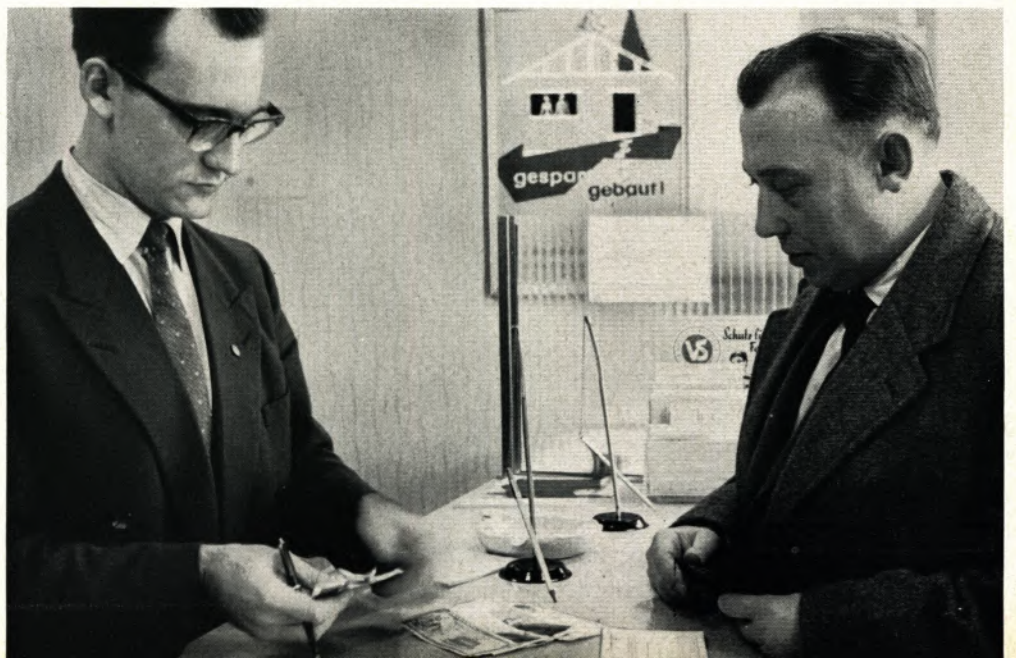
Wenn jemand sein Scheckbuch in der Tasche trug, dann war das früher etwas Besonderes. In den allerseltensten Fällen aber war der Aussteller eines Schecks ein Arbeiter. Heute besitzt jeder Werksangehörige unseres Drahtwerkes Gelsenkirchen ein Scheckheft. Und kein Mensch findet etwas dabei, wenn ein Arbeiter seinen Namenszug unter einen Scheck setzt. Was vor ein paar Jahren noch ausschließlich Sache einer kleinen Schicht von Leuten in gehobenen Stellungen war, ist heute allgemeine Übung. In diesem Zusammenhang scheint die Einführung der bargeldlosen Lohnzahlung in unserem Werk Gelsenkirchen entscheidende Schrittmacherdienste geleistet zu haben. In einer Bildreportage haben wir einmal festgehalten, wie sich der Zahlungsverkehr mittels Schecks abwickelt. Heinz Niehaus, Verwieger im Warmwalzwerk, übrigens Vater von vier Kindern, hat sich zur Verfügung gestellt, um zu zeigen, wie's gemacht wird. Aber bitte kein falscher Neid: Heinz Niehaus verdient keine 2000 Mark im Monat, um auf einen Schlag alle möglichen Großeinkäufe machen zu können. Die Bilder wurden „gestellt“. Wir wollen damit auf die durch die bargeldlose Lohnzahlung sich ergebenden Möglichkeiten aufmerksam machen. Übrigens erklärte man uns bei der Stadtparkasse, daß am Überweisungstag der Schalterverkehr kaum merklich größer gewesen sei als an anderen Tagen. Schließlich verteilt sich der Verkehr auf mehr als dreißig Zweigstellen.



Oben: Bargeldlos geht's besser — Eine Grafik im Fenster der Sparkasse verleitet Heinz Niehaus dazu, seine „bessere Hälfte“ über die Vorzüge des bargeldlosen Zahlungsverkehrs aufzuklären.

Oben rechts: Am 15. eines Monats am Kassenschalter einer Zweigstelle der Stadtparkasse Gelsenkirchen: Heinz Niehaus hat sein Scheckheft aus der Tasche gezogen und setzt den Betrag ein, den er als Haushaltsgeld einkalkuliert hat und sich in bar auszahlen lassen will. Selbstverständlich hat er sein Taschengeld für ein gelegentliches „kühles Blondes“, für Rauchwaren und für Schalke 04 miteingerechnet.

Rechts: „Hundertfünfzig — Zweihundert — Zweihundertfünfzig — Dreihundert!“ — Der Kassenbeamte zählt die Scheine auf den Kassentisch. Man sieht es Heinz förmlich an, wie er mitrechnet. In der nächsten Minute wird er den auf dem Scheckformular eingesetzten Betrag in seine Brieftasche stecken. Der Rest des Lohnes bleibt auf dem Konto.





Links: Ein neuer Wintermantel für Frau Niehaus ist fällig. Als pflichtbewußter Haushaltsvorstand riskiert Heinz zunächst einen Blick auf den Preis.

Oben: Der Mantel scheint die Sympathie der Gattin gefunden zu haben, denn, wie man sieht, ist Heinz hier dabei, den Scheck auszufüllen. Übereinstimmend versicherten uns Gelsenkirchener Einzelhändler, daß sie gerne bereit sind, Schecks anzunehmen. „Wo kämen wir hin, wenn wir dies nicht täten“, sagte uns eine Kassiererin in einem Warenhaus, „wo doch immer mehr Betriebe dazu übergehen, ihren Belegschaften die Löhne und Gehälter bargeldlos auszuzahlen...!“

„Dann auf Wiedersehen!“ — Der Einkauf ist erledigt. — Sicher ist sicher! — Heinz Niehaus trägt keine größeren Geldbeträge mit sich herum, er hebt seine Burschaft auch nicht unter dem Kopfkissen auf: Er hat sein Scheckheft in der Tasche. Sein Geld liegt wohlbewacht im Tresor der Stadtsparkasse.



Oben links: „Sieh mal, Heinz, da hinten der Küchenschrank, das ist genau der, den wir uns für unsere neue Wohnung wünschen...“

Oben Mitte: Wenig später wird besagtes Möbelsstück in genauen Augenschein genommen. Ort der Handlung ist übrigens ein Schaufenster.

Oben rechts: Und hier wird der Kaufvertrag geschrieben. Heinz Niehaus bezahlt natürlich durch Hergabe eines Schecks. Für den Verkäufer ist das keineswegs etwas besonderes: „Schecks nehmen wir gerne an, das ist für uns genau wie bares Geld.“

Rechts nebenstehend: „Weg mit den Zahlkarten und Postanweisungen...“ scheint Heinz hier seiner Gattin zu erläutern. Frau Niehaus schaut zwar noch etwas skeptisch drein, aber Heinz weiß Bescheid: Bei regelmäßig wiederkehrenden Zahlungsverpflichtungen — z. B. Miete, Schulgeld, Ratenzahlungen, Versicherungen — empfiehlt es sich, der Sparkasse einen Dauerauftrag zu erteilen. Die Überweisungen werden dann zu dem gewünschten Termin kostenlos erledigt. Das ist eine wesentliche Vereinfachung gegenüber dem lästigen Ausfüllen von Postanweisungen und Zahlkarten, außerdem erübrigt sich das oft zeitraubende Einzahlen des Geldes am Postschalter. Ferner bietet die bargeldlose Überweisung ein höchstmögliches Maß an Sicherheit.



MITTEN DURCH UNSER HERZ

8. Mai 1945: „Die deutschen Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft sind vollständig geschlagen und haben bedingungslos kapituliert, und Deutschland, das für den Krieg verantwortlich ist, ist nicht mehr fähig, sich dem Willen der siegreichen Mächte zu widersetzen. Deutschland unterwirft sich allen Forderungen, die ihm jetzt oder später auferlegt werden.“ Diese von den alliierten Oberkommandierenden herausgegebene Erklärung war das Ende vom Ende, aber gleichzeitig der Anfang zu einem Zustand, der unsere nationale Doppelexistenz zur Folge hatte.

Mitten durch unser Herz geht die Grenze, durch die 17 Millionen Deutsche von uns getrennt werden. Nicht nur das: Inzwischen sind die beiden Teile unseres Vaterlandes von dreizehn Jahren des Gegeneinander ge-

prägt worden. Zwei deutsche Staaten sind das Ergebnis einer in bezug auf die Wiedervereinigung bisher wenig erfolgreichen Politik, zwei Weltanschauungen, zwei ökonomische Systeme, zwei soziale Denkart, zwei Währungen, zweierlei Weltsinn, ja wohl, wir sprechen heute bereits zweierlei Sprachen, sogar den Leib der gemeinsamen Geschichte hat man zerschnitten. Alles Gefühl sträubt sich dagegen. —

Es liegt uns fern, irgendeiner politischen Partei — oder gar der Bundesregierung — Schuld daran zu geben, daß die Sache der deutschen Wiedervereinigung bislang hoffnungslos auf dem Abstellgleis stehengeblieben ist. Wir sind uns viel zu sehr der Tatsache bewußt, daß wir belastet sind durch ein unseliges politisches Erbe. Doch ist die Auseinandersetzung mit unserer unglücklichen

politischen Vergangenheit eine entscheidende Voraussetzung für eine glücklichere Zukunft. Sie wird uns freilich dadurch erheblich erschwert, daß wir an unseren Grenzen von einem System bedroht werden, welches ebenso viele Verbrechen auf seinem Schuldkonto stehen hat wie jenes Regime, das in unserem Namen unsere Geschichte schändete, einen ganzen Kontinent terrorisierte und zum Schluß eben jenem furchtbaren System, dem Bolschewismus, das Tor nach Mitteleuropa öffnete.

Man mag sich fragen, was ein solcher Artikel mit zweifellos politischem Inhalt in einer Werkzeitung zu suchen hat. Über die Antwort kann man streiten. Eines aber ist gewiß: Als Werkzeitschrift haben wir nicht nur eine betriebliche, sozialpolitische oder wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen, sondern auch eine staatsbürgerliche. In der Demokratie erschöpft sich die Aufgabe des Staatsbürgers nicht darin, daß er am Wahltag seinen Stimmzettel in die Wahlurne wirft; die wahre Demokratie lebt davon, daß sich möglichst viele Menschen mit den Problemen, um die von den Politikern gerungen wird, auseinandersetzen. Als Werkzeitschrift, die ihre Aufgabe ernst nimmt, können und dürfen wir daher einer Frage, die uns alle brennend berührt, nicht aus dem Wege gehen. Es sollte vielmehr geradezu unsere Pflicht sein, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß auch jenseits von Elbe, Harz und Thüringer Wald noch deutsche Menschen wohnen, Menschen, die mit uns eines Volkes sind.

Aber Hand aufs Herz: Glauben wir eiaentlich noch ernsthaft an die Einheit Deutschlands? Sind wir immerhin doch recht satten Bundesburaer überhaupt an einer Wiedervereinigung interessiert? Welchen Preis sind wir — persönlich — bereit, für die Wiedervereinigung zu zahlen? Ist es nicht vielmehr so, daß manche Leute in Westdeutschland mit wenig guten Geföhlen an eine womöaliche Wiedervereinigung denken, weil sie befürchten, daß damit eine Zurückschraubung ihres materiellen Lebensstils verbunden sein könne? Eine Gewissensfrage: Wenn man uns heute vor die Alternative stellen würde, die Wiedervereinigung mit zehn Prozent unseres Lohnes oder Gehaltes für die nächsten Jahre zu erkaufen, wer wäre bereit? Gewiß ist eine solche Frage hypothetisch, sie entbehrt jealicher Realität, aber sie trifft den Kern der Sache: unsere Ernsthaftigkeit. Es ist Usus geworden, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten Bekenntnisse zur Einheit Deutschlands abzugeben; aber alle noch so schönen Worte sind mehr oder weniger platonisch, wenn nicht jeder einzelne von uns von dem Willen beseelt ist, die Wiedervereinigung zu seiner eiaenen und höchstpersönlichen Herzensangelegenheit zu machen. Wir dürfen — trotz der denimmierenden politischen Wirklichkeit — den Glauben an die Einheit unseres Vaterlandes nicht aufgeben. Jeder von uns muß ein Mahner sein für das gemeinsame Deutschland. Wir dürfen nicht resi-

gnieren und uns mit einem Zustand abfinden, in dem von Furcht und Mißtrauen die beiden Teile unseres Volkes auseinandergehalten werden. Wir dürfen nicht zulassen, daß die Wiedervereinigung dahin gerät, worauf sie momentan anzusteuern scheint —: auf den Friedhof der Begriffe.

Es ist keine billige Phrase, daß eine schmerzhaft Wunde mitten durch unser Herz gerissen ist, eine Wunde, die noch nicht zu vernarben begonnen hat. Durch die Herzkammer Deutschlands ist der Schnitt geführt, der ur-altes Geflecht von Kultur und Tradition, von Wirtschaft und Handel, von Brauchtum und Sitte, von Landschaft und Stämmen willkürlich zertrennt. Wir dürfen nicht aufhören, mit unerschütterlichem Vertrauen für die Einheit unseres Vaterlandes einzutreten. Dreizehn Jahre waren genug; man lasse der Vernunft, den natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten unseres Volkes endlich Raum.

Zentnerlasten an Hoffnungen und Enttäuschungen tragen die vergangenen Jahre auf dem Rücken. Politische Nüchternheit aber versagt es uns, auch nur den geringsten Lichtschein wahrzunehmen, nach dem wir so sehnend ausspähen. Illusionslos betrachten wir den Lauf der Dinge, und dabei wissen wir, daß jeder Tag, der uns die Wiedervereinigung nicht bringt, verloren ist, und die Kluft zwischen den beiden Teilen Deutschlands nur vergrößert. Wer die systematische Propaganda kennt, der die Menschen in der Zone ausgeliefert sind, derjenige, der weiß, welch unheilvolles Schindluder mit der ehrlichen Begeisterungsfähigkeit der Jugend getrieben wird, der vermag zu ermessen, welche Gefahren einer deutschen Wiedervereinigung drohen.

In einer solchen Lage ist es nicht nur Angelegenheit der Politiker, sondern es liegt an uns, nie aufzuhören, an die Einheit Deutschlands zu appellieren, von der für den Frieden in Europa und in der Welt so viel abhängt. Wir haben keine Zeit, noch weitere Jahre zu warten, bis eine günstige politische Konstellation uns die Wiedervereinigung vielleicht in den Schoß fallen läßt. Weitere Jahre des Wartens beschwören eine völlige Entfremdung der beiden Teile unseres Volkes herauf. Wir müssen auf eine baldige Lösung der deutschen Frage drängen.

Und da ist Berlin, unsere deutsche Hauptstadt, die gerade in diesen Wochen wieder im Mittelpunkt des Weltinteresses steht. Wie hat diese Stadt gelitten unter den Bombenteppichen des Krieges, unter den grausamen Straßenkämpfen, unter den Ausschreitungen der Rotarmisten nach der Erstürmung. Alles schien sich verschworen zu haben, um dieses Symbol großer deutscher Vergangenheit auszulöschen. Wie am Modell schien sich das Schicksal ganz Deutschlands an dieser Stadt zu vollziehen.

Aber man hatte nicht mit den Lebenskräften gerechnet, die in den Berlinern stecken. Berlin ist ein leuchtendes Symbol für den Geist der Freiheit. Die Berliner fühlen sich nach wie vor als Hauptstädter. Für sie ist so lange alles provisorisch und zufällig, bis sie mit Stolz wieder die Rolle spielen können, die ihnen allein zusteht.

Karl-Heinz Sauerland

Solche die Zonengrenze markierenden Drahtzäune ziehen sich von der Lübecker Bucht, von der Elbe bis zur Altmark, den Harz und das thüringische Land, an Bayerns Nordgrenze entlang bis zum Böhmerwald hin. Deutschland ist ein zerrissenes Land. Die Weihnachtstage sollten uns Gelegenheit geben, in Ruhe und Gelassenheit des schweren Loses unserer Brüder und Schwestern in Mitteldeutschland zu gedenken. Ihr Schicksal bedeutet Verpflichtung und Verbundenheit für jeden Deutschen, dem die Wiedervereinigung unseres geteilten Landes am Herzen liegt. Wir dürfen nicht aufhören, an die Einheit Deutschlands zu appellieren; wir müssen immer wieder daran erinnern, daß ein dauerhafter Friede auf der Grundlage eines geteilten Deutschland nicht möglich ist.





Erich Kästner,
der Dichter der Kinder und der Jugend,
aber auch ein bissiger Zeitkritiker,
erzählt hier für unsere Leser
die Geschichte seines eigenen Weihnachtserlebnisses
im ersten Jahr nach dem Kriege

SECHSUNDVIERZIG HEILIGABENDE

Fünfundvierzigmal hintereinander hab' ich mit meinen Eltern zusammen die Kerzen am Christbaum brennen sehen. Als Flaschenkind, als Schuljunge, als Seminarist, als Soldat, als Student, als angehender Journalist, als verbotener Schriftsteller. In Kriegen und auch im Frieden. In traurigen und in frohen Zeiten. 1944 zum letztenmal, als es Dresden, meine Vaterstadt, noch gab.

Diesmal werden meine Eltern am Heiligabend allein sein. Im Vorderzimmer werden sie sitzen und schweigend vor sich hinstarren. Das heißt, der Vater wird nicht sitzen, sondern am Ofen lehnen. Hoffentlich hat er eine Zigarre im Mund, denn rauchen tut er für sein Leben gern. „Vater hält den Ofen, damit er nicht umfällt“, sagte meine Mutter früher. Mit einemmal wird er „Gute Nacht“ murmeln und klein und gebückt, denn er ist fast achtzig Jahre alt, in sein Schlafzimmer gehen. Nun sitzt sie ganz einsam und verlassen. Ein paarmal hört sie ihn noch nebenan husten. Schließlich wird es in der Wohnung vollkommen still sein... Bei Grünners oder Ternettes singen sie vielleicht „O du fröhliche, o du selige“. Meine Mutter tritt ans Fenster und schaut auf die weißbemalten Häuserwände gegenüber. Am Neustädter Bahnhof pfeift ein Zug. Aber ich werde nicht in dem Zuge sein.

Dann wird sie in ihren Kamelhaarpantoffeln leise und langsam durchs Zimmer wandern und meine Photo-



graphien betrachten, die an den Wänden hängen und auf dem Verliko stehen. In den Büchern, die ich geschrieben habe und die sie auf den Tisch gelegt hat, wird sie blättern. Seufzen wird sie. Und vor sich hinflüstern: „Mein guter Junge.“ Und ein wenig weinen. Nicht laut, obwohl sie allein im Zimmer ist. Aber so, daß ihr das alte, tapfere Herz weh tut.

Wenn ich daran denke, ist es mir, als müßte ich, hier in München, auf der Stelle vom Stuhl aufspringen, die Treppen hinunterstürzen und ohne

anzuhalten bis nach Dresden jagen. Durch die Straßen und Wälder und Dörfer. Über die Brücken und Berge und verschneiten Äcker und Wiesen. Bis ich endlich außer Atem vor dem Hause stünde, in dem sie sitzt und sich nach mir sehnt wie ich mich nach ihr. Aber ich werde nicht die Treppen hinunterstürzen. Ich werde nicht durch die Nacht nach Dresden rennen. Es gibt Dinge, die mächtiger sind als Wünsche. Da muß man sich fügen, ob man will oder nicht. Man lernt es mit der Zeit. Dafür sorgt das Leben. Sogar von euch wird das schon mancher wissen. Vieles erfährt der Mensch zu früh. Und vieles zu spät.

Meine liebe Mutter... Nun bin ich doch selber schon ein leicht ergrauter, älterer Herr von reichlich sechsundvierzig Jahren. Aber der Mutter gegenüber bleibt man immer ein Kind. Mutters Kind eben. Ob man sechsundvierzig ist oder Ministerpräsident von Bischofswerda oder Johann Wolfgang von Goethe persönlich. Das ist den Müttern, Gott sei Dank, herzlich einerlei! Später wird sie sich eine Tasse Malzkaffee einschenken. Aus der Zwiebelmusterkanne, die in der Ofenröhre warmsteht. Dann wird sie ihre Brille aufsetzen und meinen letzten Brief noch einmal lesen. Und ihn sinken lassen. Und an die fünfundvierzig Heiligabende denken, die wir gemeinsam verlebt haben. An Weihnachtsfeste besonders, die weit, weit zurückliegen. In längstvergangenen Zeiten, da ich noch ein kleiner Junge war. An das eine Mal etwa, wo ich ihr einen großen, schönen, feuerfesten Topf gekauft hatte und mit ihm, als sie mich zur Bescherung rief, hastig durch den Flur rannte. Als ich ins Zimmer einbiegen wollte, begann ich strahlend: „Da, Mutti, hast du...“ Ich wollte natürlich rufen: „...einen Topf!“ Aber nein, Mutters feuerfester Topf kam leider, als ich in die Zielgerade einbog, mit der Tür in Berührung. Er zerbrach, und ich stammelte entgeistert: „Da, Mutti, hast du — einen Henkel!“ Denn mehr als den Henkel hatte ich nicht in der Hand. Wenn sie daran denkt, wird sie lächeln. Und einen Schluck Malzkaffee trinken. Und sich anderer Weihnachten erinnern. Vielleicht jenes Heiligabends, an dem ich ihr die „sieben Sachen“ schenkte. Verlegen überreichte ich ihr eine kleine, in Seiden-

papier gewickelte Pappschachtel und sagte, während sie diese unterm Christbaum vorsichtig und gespannt auspackte: „Weißt du, ich habe doch nicht viel Geld gehabt — aber es sind sieben Sachen, und alle sieben sind sehr praktisch!“ In der Schachtel fand sie eine Rolle schwarzen Zwirns, eine Rolle weißen Zwirns, eine Spule schwarze Nähseide, eine Spule weiße Nähseide, ein Briefchen Sicherheitsnadeln, ein Heftchen Nähadeln und ein Kärtchen mit einem Dutzend



Druckknöpfchen. Sieben Sachen! Da freute sie sich sehr, und ich war stolz wie der Kaiser von Annam.

Oder ihr fällt jener Weihnachtsabend ein, an dem ich, nach der Bescherung, noch zu Försters Fritz, meinem besten Freunde, lief, um zu sehen, was denn er bekommen hatte. Seinen Eltern gehörte das Milchgeschäft an der Ecke Jordanstraße... Ganz plötzlich kam ich wieder nach Hause. Ich stand, als meine Mutter die Tür öffnete, blaß und verstört vor ihr. Försters Fritz hatte eine Eisenbahn geschenkt bekommen, und als ich damit hatte spielen wollen, hatte er mich geschlagen! Da stand ich nun klein und ernst vor ihr und fragte, was ich tun sollte. Zurückschlagen hatte ich nicht können. Damals hatte meine Mutter zu mir gesagt: „Es war richtig, daß du nicht zurückgeschlagen hast! Einen Freund, der uns haut, sollen wir nicht auch prügeln, sondern mit Verachtung strafen.“ „Mit Verachtung strafen?“ Ich machte kehr.

„Wo willst du denn hin?“ fragte meine Mutter.

„Wieder zurück!“ erklärte ich energisch. „Ihn mit Verachtung strafen!“

Und so ging ich wieder zu Försters und verbrachte den Rest des Abends damit, meinen Freund Fritz gehörig zu verachten. Leider weiß ich nicht mehr, wie ich das im einzelnen gemacht habe. Schade, sonst könnte ich euch das Rezept verraten. Oder meine Mutter wird an einen anderen Heiligabend denken, der nicht ganz so weit zurückliegt. Es sind höchstens zwanzig Jahre her — da gingen wir, nach unserer Bescherung, an den Albertplatz zu Tante Lina, um dabeizusein, wenn der kleine Franz beschert bekäme. Franz war das Kind meiner früh verstorbenen Base Dora.

Ich war damals ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt. Und plötzlich sagte Tante Lina, der Weihnachtsmann, der zum kleinen Franz hatte kommen wollen, habe in letzter Minute wegen Überlastung abtelefoniert, und ich müsse ihn unbedingt vertreten! Sie zogen mir einen umgewendeten Pelz an, hängten mir einen großen weißen Bart aus Watte um, drückten mir einen Sack mit Äpfeln und Haselnüssen in die Hand und stießen mich in das Zimmer, wo Franz, der kleine Knirps, neugierig und etwas ängstlich auf den richtigen Weihnachtsmann wartete. Als ich ihn mit kellerntiefer Stimme fragte, ob er auch gut gefolgt habe, antwortete er: O ja, das habe er schon getan. Und dann kitzelte mich der alberne Waffebart derartig in der Nase, daß ich laut niesen mußte.

Und der kleine Franz sagte höflich: „Prost, Onkel Erich!“ Er hatte den Schwindel von Anfang an durchschaut und hatte nur geschwiegen, um uns Erwachsenen den Spaß nicht zu verderben.

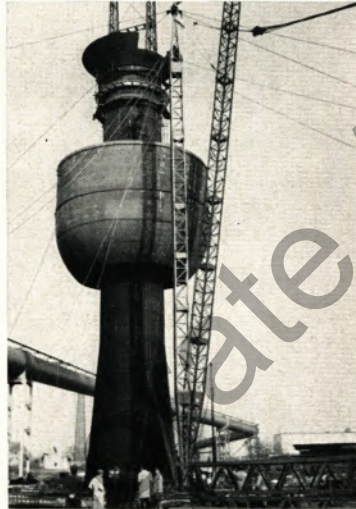
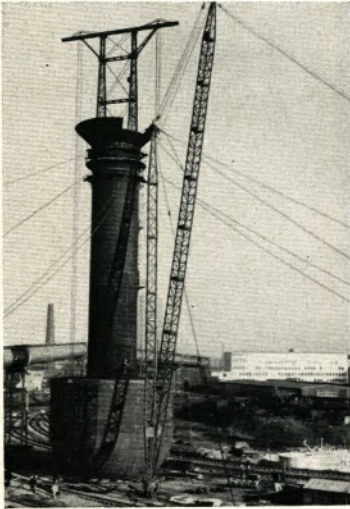
Meine Mutter in Dresden wird also an vergangene glücklichere Weihnachten denken. Und ich in München werde es auch tun. Erinnerungen an schönere Zeiten sind kostbar wie alte goldene Münzen. Erinnerungen sind der einzige Besitz, den uns niemand stehlen kann und der, wenn wir sonst alles verloren haben, nicht mitverbrannt ist. Merkt euch das! Vergeßt es nie!

Während ich am Schreibtisch sitze, werden meiner Mutter vielleicht die Ohren klingen. Da wird sie lächeln und meine Photographien anblicken, ihnen zunicken und flüstern: „Ich weiß schon, mein Junge, du denkst an mich.“



Zwei Winden ‚zogen‘ den Wasserbehälter

Auf der Baustelle des Hochofens A vollzog sich kürzlich eine schwierige Arbeit, deren Hergang wir in Bildern festgehalten haben. Wir berichteten auf der Rückseite der vorigen Ausgabe der Werkzeitschrift schon kurz darüber: Mit zwei Winden wurde der Behälter des auf EO II errichteten Wasserturms hochgezogen. Der neue Wasserturm ist mit 55 Metern nur ein Meter niedriger als der Wasserturm an der Mülheimer Straße. Zwei Millionen Liter Wasser können in dem Behälter, der tief in den Schaft des Turmes hineinragt, gespeichert werden.



Unsere Bilder veranschaulichen den Hergang der komplizierten Arbeit, bei der es auf größte Exaktheit ankam. — Bild links oben zeigt die Aufhängung des Wasserbehälters, der noch auf dem Erdboden steht. Das Außergewöhnliche beim Bau des Wasserturms auf EO II war, daß der Behälter um den Fuß des Turmes herumgebaut worden ist, wie auf dem linken Foto der Bildleiste noch deutlich zu sehen ist. Das Bild entstand kurz nach einem Probezug, bei dem auch die Verankerung der Winden kontrolliert wurde. Der rund 40 t schwere Behälter wurde mit Seilen an zwei Seiten angehängt und über den im Turm errichteten Doppelgalgen „gezogen“. Die Arbeit der beiden verschieden schnell laufenden Winden mußte der Obermonteur (Foto 2 der Bildleiste) genau im Auge behalten, damit der Behälter nicht gekantet wurde. Das dritte Bild der Leiste zeigt, daß die Hälfte des Weges bereits zurückgelegt ist. Aber mit dem steigenden Behälter stieg auch die Spannung der Düsseldorf-Monteur: Wird alles genau passen? Es kam ja auf Millimeterarbeit an. Wenn jetzt irgendwo ein Fehler auftauchen würde, war die Arbeit von vielen Wochen zunichte. Das äußere Bild könnte als Beweis dafür genommen werden, daß alles „hingehauen“ hat: Der Wasserbehälter steht über dem schlanken Turm. Das letzte Bild wurde in windiger Höhe oben in dem weiten Rund des soeben gezogenen Behälters gemacht. Links ist eine Verstrebung des Galgenkrans sichtbar. Die große Lücke in der Stahlwand wirkt wie eine Kinobreitwand und gibt den Blick auf die Hochofenanlage frei. Der Monteur teilt per Telefon dem Bauleiter mit, daß der Wasserbehälter auf einer Seite noch ein paar Zentimeter hochgewunden werden muß. Bevor die Aufhängung jedoch gelöst werden konnte, vergingen mehrere Tage. In dieser Zeit mußten die Schweißer den Behälter am oberen Rand des Turmes anschweißen.

HOAG-Lehrlinge

waren die Besten

Beim 10. Berufswettkampf der Angestellten-Jugend belegten die Lehrlinge der HOAG — wie im vorigen Jahr — die ersten Plätze. Von den 69 erfolgreichen Oberhausener Teilnehmern sind 32 Lehrlinge unseres Werkes. Der kaufmännische Lehrling Jürgen Santori erreichte von 100 erreichbaren Punkten 99,5 und wurde damit bester Teilnehmer überhaupt und Sieger in der Leistungsklasse „1. Ausbildungsjahr“. Die Beste unter den weiblichen Lehrlingen des 1. Ausbildungsjahres wurde Karin Sevenig mit 99 Punkten. In der Leistungsklasse „Bürogehilfinnen“ belegten Christel Sczepanski (2. Ausbildungsjahr) mit 94,5 und in der Leistungsklasse „Industrie“ Hans Günter Althoff (3. Ausbildungsjahr) mit 92,5 Punkten die ersten Plätze.



Unsere Bilder zeigen die beiden erfolgreichsten Teilnehmer unseres Werkes: oben Jürgen Santori mit seinen Eltern; Bild rechts (mit dem Buch in der Hand) Karin Sevenig.





◀ Der technische Fortschritt bietet der Menschheit ungeahnte Perspektiven. Vor einem halben Jahrhundert hätte wohl kaum jemand zu denken gewagt, daß einmal ganze Walzenstraßen (Bild: Oberhausener Feinstraße) mit wenigen Handgriffen vom Schaltpult aus so einwandfrei bedient werden können.

Die Zukunft hat schon begonnen, aber ...

Robert Jungk hat das Wort von der Zukunft geprägt, die nicht mehr ein Traum ist, eine Spekulation, ein Phantasiegebilde, sondern an einzelnen Punkten unserer Gegenwart bereits ihren Ablauf begonnen hat. Man verzeichnete das Jahr 1903, als am 12. Dezember in den Dünen von Kitty Hawk die Gebrüder Wright mit dem ersten motorisch angetriebenen Flugzeug ganze zwölf Sekunden in der Luft zu bleiben vermochten und dabei — die Weltpresse feierte diesen technischen Triumph in riesigen Schlagzeilen — 37 Meter weit flogen. Kaum 55 Jahre später überqueren moderne Düsen-Clipper den Atlantik zwischen dem europäischen und dem nordamerikanischen Kontinent innerhalb von sechs Stunden. Eine atemraubende Entwicklung, die da innerhalb weniger Jahrzehnte vor sich ging, die einsetzte, als aus dem Teekessel des James Watt die Dampfmaschine wurde, die die Muskelkraft des Menschen, die tierische Muskelkraft, dazu die Windkraft und die Wasserkraft ersetzte. Zumal wenn man bedenkt, daß es immerhin zweitausend Jahre währte von der uralten Entdeckung der Reibungselektrizität, die schon den alten Griechen bekannt war, bis zu dem Tag, an dem Werner von Siemens seine erste mehr als tausend Pferde starke elektrische Kraftmaschine konstruierte.

Wir sind Zeuge phantastischer technischer Rekorde. Während noch unsere Urgroßeltern mit der Postkutsche reisten, schicken wir Fernraketen ins Weltall, vermögen wir mit Elektronengehirnen arithmetische Probleme, die vor gar nicht langer Zeit einem Mathematikprofessor eine Lebensaufgabe bedeutet hätten, in Minutenschnelle zu lösen; selbst die Atomzertrümmerung halten wir keineswegs für der Weisheit letzten Schluß. Die Zukunft lebt schon mitten unter uns, das Morgen ist bereits Heute geworden.

Das zeigt auch das Wachstum der Stahlerzeugung, die nicht zuletzt als Gradmesser der technisch-wirtschaftlichen Entwicklung gilt. Zwischen 1871 und 1958 belief sich die Rohstahlerzeugung der Welt auf etwa 7 Milliarden Tonnen. Davon wurden in den ersten 65 Jahren, nämlich bis 1936, etwa 40 Prozent und der größere Rest in den folgenden 22 Jahren erzeugt. Von der Erzeugung der letzten 22 Jahre entfiel aber, trotz der Kriegsvorbereitungen und des zweiten Weltkrieges, nur ein Viertel auf den Zeitraum 1936 bis 1946, während der weitaus größere Teil in den vergangenen zwölf Jahren produziert wurde.

Man sollte sich diese Zahlen einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen, denn die Entwicklung rollt

so rasch an uns vorüber, daß wir Gefahr laufen, Tempo und Ausmaß des technisch-wirtschaftlichen Fortschritts gar nicht mehr recht wahrzunehmen. Zahlen belegen die These Robert Jungks. Die Zukunft ist keine sauber von der jeweiligen Gegenwart abgelöste Utopie: Die Zukunft hat schon begonnen.

Aber: Die Vergangenheit ist noch nicht vorbei. Während Neues sich abzeichnet und sich anschickt, das Heute zu überholen, werden weite Teile unserer Erde noch von einer Zeit beherrscht, die schon nicht mehr die unsere ist. Von 350 Millionen bäuerlichen Familien, die es auf der Erde gibt — so hat der Direktor des Weltwirtschaftlichen Instituts der Universität Kiel, Professor Dr. Fritz Baade, vor einiger Zeit einmal aufgezeichnet —, bearbeiten heute noch 250 Millionen ihren Boden lediglich mit der Hacke oder dem hölzernen Hakenpflug, der sich in nichts von dem Modell unterscheidet, das wir aus alten babylonischen oder ägyptischen Steinzeichnungen kennen. 90 Millionen landwirtschaftlicher Familien arbeiten wenigstens mit einem eisernen Pflug, aber nur zehn

Millionen bedienen sich mechanischer Bodenbearbeitungsinstrumente, d. h. eines Traktors oder eines Motorpfluges.

Diese Fakten beweisen, daß der größte Teil der Erdbevölkerung buchstäblich um Jahrtausende zurück ist. Dabei werden in jeder Sekunde drei Menschen geboren, während zwei andere sterben. Die Weltbevölkerung wächst also um einen Menschen je Sekunde. Wenn wir morgens unser Frühstück essen, sollten wir uns gelegentlich daran erinnern, daß seit dem gestrigen Frühstück die Zahl derer, die satt werden wollen, um 70000 gestiegen ist. Jährlich kommen 25 bis 30 Millionen Menschen hinzu. Statistiker haben ausgerechnet, daß bis zum Jahre 2000, wovon uns noch etwas mehr als vier Jahrzehnte trennen, sich die Erdbevölkerung auf 5 Milliarden verdoppelt haben wird. Doch während von den 2,5 Milliarden Menschen, die heute auf unserem Planeten leben, ein Drittel Weiße sind, wird um die Jahrtausendwende der Anteil der Weißen nicht viel über eine Milliarde, also nur noch den fünften Teil der Erdbevölkerung, ausmachen. Am größten ist der Bevölkerungszuwachs in den sogenannten Entwicklungsländern, vor allem im asiatischen Raum. Aber selbst im Jahre 2000 wird das Dichterwort „Raum für alle hat die Erde“ noch seine Gültigkeit haben, wenn auch, als Schiller dieses Wort schrieb, die Erdbevölkerung nur etwa 900 Millionen Menschen ausmachte.

Die große Chance nun liegt darin, den unterentwickelten Ländern zu helfen, indem — grob gesprochen — der hölzerne Hakenpflug endlich zu einem Requisit einer längst vergangenen Epoche wird. Denn nach Ansicht der Agrarwissenschaftler läßt sich die Ackerfläche der Erde verdreifachen, wodurch zunächst sichergestellt wäre, daß genügend Nahrungsraum vorhanden ist. Doch ist es letzten Endes die Technik, die die Hoffnung begründet, daß Hunger und Unarmut von der Erde verbannt werden. Noch leben riesige Völkermassen auf der Welt, die jeder Fahne folgen, auf der „Brot“ steht. Millionen und aber Millionen Menschen warten auf die Technik, auf die Zukunft, die für sie noch in den Sternen steht. Doch der Wettlauf um die Sache der unterentwickelten Völker ist bereits in vollem Gange. Erst wenn der fortschreitende Industrialisierungsprozeß die Zukunft auch in den Entwicklungsländern heraufdämmern läßt, können wir von einer echten Zeitenwende sprechen. Die traditionellen Industriestaaten haben dabei alles zu gewinnen, aber auch alles zu verlieren.

K.H.S.

...die Vergangenheit ist noch nicht vorbei



Den krassen Unterschied zwischen den führenden Industrienationen und den sogenannten Entwicklungsländern drückt dieses Foto von Bauarbeiten an einem chinesischen Industriewerk aus. Immerhin kann das Wohl und Wehe der Entwicklungsländer einmal entscheidend sein auch für unser aller Schicksal.

Bücher zum Fest

Cameron Hawley: **Cash McCall**. Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg. 559 S., 19,80 DM.

Der Autor zeichnet seine Titelfigur als instinktsicheren Manager, den nur Übelwollende einen Spekulanten, objektive Beobachter einen Kaufmann von Format nennen. McCall gehört zweifelsohne nicht zu jenem legendären Unternehmertyp, der sich vom Zeitungsherrn zum Industrie-Boss hochgearbeitet hat. Ihn reizen Eingriffe in das pulsierende Leben der Wirtschaft. Innerhalb weniger Jahre verdient er ein Riesenvermögen, das er aber immer wieder aufs Spiel setzt, weil sein Lebensgefühl der Sicherheit widerstrebt.

Rebecca West: **Der Brunnen fließt über**. Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg. 517 S., 19,80 DM.

Piers Aubrey, der Vater, ist ein begeisterter Journalist, der jedoch seine Familie fortgesetzt immer neu ins materielle Elend stürzt. Die Mutter dagegen, eine musikbegabte Schottin, ist eine jener liebenswürdigen Frauengestalten, die man nicht vergißt. Auch die Kinder, höchst unterschiedliche Charaktere, sind lebensnah dargestellt. Wie überhaupt die menschliche Seite des Buches frappierend ist.

Ugo Pirro: **Soldatenmädchen**. Rowohlt Verlag, Hamburg. 160 S., 9,80 DM.

Hollywood hat sich daran gemacht, dieses in der Gebirgslandschaft Griechenlands spielende Kriegserlebnis des Italieners Pirro zu verfilmen. Diese Geschichte zwischen menschlichen Tiefen und Höhen am Rande menschlicher Gemeinheiten wird mit einem Realismus erzählt, der bis an die Grenzen des Erträglichen vorstößt. Aber sie wird zugleich mit einer im Kontrast zu diesem Milieu aufleuchtenden Sauberkeit erzählt.

Ethel Mannin: **Der lebendige Lotos**. Lothar Blanvalet Verlag, Berlin. 404 S., 18,50 DM.

Ein Forstbeamter des britischen Kolonialdienstes in Burma ist mit einer Burmesin verheiratet, von der er zwei Kinder hat. Auf der Flucht vor den Japanern kommt die Mutter mit einem der Kinder um. Die Tochter Jenny wird gerettet, wächst unter Burmesen auf, heiratet mit vierzehn Jahren einen wenig älteren Burmesen. Einige Jahre nach dem Krieg kehrt der Vater aus England zurück, und mit einer Lüge bewegt er sie zu einer Reise nach England. Er hofft, sie zur Engländerin erziehen zu lassen. Doch Jenny kehrt zurück nach Burma zu ihrem Mann.

Herman Wouk: **Großstadt-Junge**. Wolfgang Krüger-Verlag, Hamburg. 416 S., 16,80 DM.

Das neue Buch des durch „Die Caine war ihr Schicksal“ bekannten Autors ist die Geschichte eines kleinen, dicklichen Jungen von elf Jahren, der im kleinbürgerlichen Milieu einer New-Yorker Vorstadt aufwächst. Der kleine Herbi ist nicht nur ein Dickerchen, sondern ein Pechvogel obendrein. Von weisem Humor durchtränkt, bietet das Buch eine entzückende Lektüre.

Svend Fleuron: **Schönste Tiergeschichten**. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf. 254 S., 12,80 DM.

Der jetzt 84 Jahre alte Erzähler, der oft mit Hermann Löns verglichen wird, hat sich die ganze Liebe naturbegeisterter Herzen erobert. Seine berühmt gewordenen Bücher „Die rote Koppel“, „Meister Lampe“ und „Strix“ gehören zu den schönsten Tiergeschichten, die je geschrieben worden sind. Der vorliegende Band gibt einen sorgfältig ausgewählten Querschnitt durch das Schaffen des Dichters.

Helmuth M. Böttcher: **Walther Rathenau**. Athenäum Verlag, Bonn. 322 S., 16,80 DM. Selbst für seine Freunde blieb Walther Rathenau zeitlebens ein Rätsel. Ob er nun als Industrieller sich mit sozialtheoretischen Fragen befaßte, die an Marx anknüpften, ob er die Kriegswirtschaft organisierte und zugleich einen deutschen Sieg als sinnwidrig bezeichnete, sei es als Staatsmann oder als Philosoph. Der geniale Geist, der Walther Rathenau jedenfalls war, kann nur aus der Summe all dieser Elemente begriffen werden. Man muß dem Verfasser dankbar sein für diese seit dreißig Jahren erste Rathenau-Biographie.

Herman Melville: **Ein sehr vertrauenswürdiger Herr**. Claassen Verlag, Hamburg. 370 S., 15,80 DM.

Auch hier versetzt uns der Autor, wie in „Moby Dick“, auf ein Schiff. Es ist allerdings nur ein Mississippi-Dampfer, und die Geschichte führt nicht in Seebenteuer, sondern vielmehr ins Labyrinth menschlichen Verhaltens. Ein Betrüger ist an Bord, der es in mancherlei Pose und Verkleidung versteht, die Reisenden zu schröpfen. Mit Ironie und feinem Humor gelingt es dem Autor, die Fassade der damaligen Gesellschaft zu durchleuchten.

William Faulkner: **Die Stadt**. Henry Goverts Verlag, Stuttgart. 392 S., 23,— DM.

Faulkners neuer Roman „Die Stadt“ ist die Fortsetzung oder so etwas wie eine Variante zu dem vorangegangenen Buch „Das Dorf“. Wieder steht der ebenso verschlagene wie tüchtige Flem Snopes, Sohn eines Pferdediebes und Brandstifters, den der Faulknerleser aus den „Unbesiegbaren“ kennt, im Mittelpunkt der Handlung. Die Art, in der Faulkner hier wieder einmal schreibt, bestätigt, daß man ihn mit Recht zu einem der größten Erzähler der Gegenwart stempelt.

Karl Jaspers: **Die Atombombe und die Zukunft des Menschen**. Piper-Verlag, München. 506 S., 25,— DM.

Vorweg: Man hat hier kein politisches, sondern ein philosophisches Werk vor sich. Der Autor bezieht keine politische Stellung, sondern analysiert mit äußerster Objektivität die verschiedenen Bestrebungen. Er befaßt sich systematisch mit den Entstehungsursachen der heutigen Situationen. Man wird dieses Buch zu den Hauptwerken der letzten Jahrzehnte rechnen müssen. Dabei kann auch der nichtintellektuelle Leser den Darlegungen leicht folgen.

Mary Hastings Bradley: **Die weiße Negerin**. Kindler Verlag, München. 380 S., 14,— DM.

Es ist ein höchst aktuelles Thema, das die Autorin mit diesem Roman aufgegriffen hat: Die Rassenfrage. Mary Hastings Bradley erzählt die Geschichte der jungen Amerikanerin Reba Lee, einer Farbigen, die man ohne auffällige Rassenmerkmale ohne weiteres für eine Weiße halten kann. Sie kämpft darum, „Weiße zu werden“, entscheidet sich aber am Ende für die Menschen, die ihr zugetan sind und denen sie selbst zugehört.

Eckart von Naso: **Liebe war sein Schicksal**. Wolfgang Krüger-Verlag, Hamburg. 380 S., 15,80 DM.

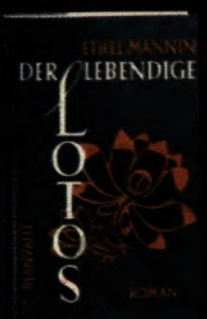
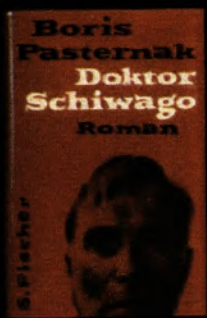
Farbig und mit viel Esprit erzählt der Autor hier die Liebesepisoden des römischen Dichters Ovid, des elegantesten aber auch frivolsten Dichters Roms um die Zeit zu Beginn unserer Zeitrechnung. Er ist u. a. Verfasser des dreibändigen Werkes „ars amatoria“, der „Liebeskunst“. Und von Naso läßt nun Ovid die verschiedenen Lehren der ars amatoria an eigenen Erlebnissen erfahren. Bis ihm seine Amouren zum Verhängnis werden. Er wird verbannt und stirbt einen einsamen Tod.

Ernst Schnabel: **Ich und die Könige**. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 300 S., 14,80 DM.

Wir erinnern uns an Ernst Schnabels „Der sechste Gesang“, in dem der Autor die Abenteuer des Odysseus unter den Phäaken ins Moderne übertragen darstellt. Jetzt folgt „Ich und die Könige“, worin der Verfasser Projekte, Zwischenfälle und Resümees aus dem Leben des Erfinders Dädalus aufzeichnet. Das um Dädalus gesponnene Sagengut hat Schnabel mit Grazie verändert und mit viel geistreicher Ironie modern gestaltet.

Boris Pasternak: **Doktor Schiwago**. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 672 S., 25,— DM.

Wohl jedes Kind weiß heute, wer Boris Pasternak ist und was es auf sich hat mit seinem „Dr. Schiwago“. Trotz aller Kritik, die sich der Dichter in seinem Heimatland ausgesetzt sieht, aber ist dieses Buch eines der seltenen Meisterwerke, die aus dem Leiden, der Liebe und dem Mut eines großen Geistes hervorgehen. „Doktor Schiwago“ ist, wie auf der Innenseite des Umschlages keineswegs übertrieben behauptet wird, ein monumentales Zeitgemälde.



GESCHLOSSERTE UND GESCHMIEDETE TÜREN UND TORE AUS STAHL



Ein sehr kunstvoll geschmiedetes Tor ist in unserer nächsten Umgebung zu finden. Die meisten kennen das Haus im Hintergrund: Schloß Borbeck.

Reichgeschmückt mit Blätterwerk und vielem anderen Zierrat ist dieses Gittertor im Würzburger Dom, ohne dabei überladen und plump zu wirken.

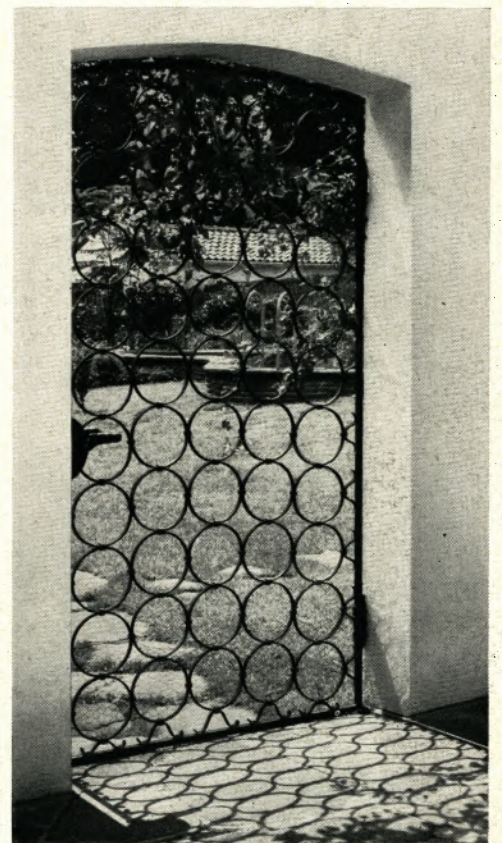


Alte Türen und Tore sind Zeugen einer längst vergangenen Zeit. Für denjenigen, der aus der Betriebsamkeit der Gegenwart Zuflucht nimmt zu den Stätten der Vergangenheit, sind sie auch keine stummen Zeugen. Sie sprechen von dem Geist der Menschen, die sie schufen, von Ordnung und Maß der Dinge, von Freude und Traurigkeit, manchmal auch von Krieg und Frieden und von Leben und Tod. Türen und Tore haben zunächst einen praktischen Sinn, sie dienen dem Verschluss eines Raumes. Es ist jedoch bemerkenswert, wie sich die Hand des Künstlers gerade dieser Bauteile angenommen hat. In Deutschland sind es besonders die geschmiedeten Türen und Tore aus dem 10. bis 18. Jahrhundert, die hiervon Zeugnis ablegen. In alten Kirchen und Schlössern, in Burgen, alten Rathäusern und selbst in Bürgerhäusern findet man sie heute noch. Man kann an ihnen eine Kunst bewundern, die aus dem Handwerk kommt. Sie überwältigt nicht, ist auch nicht kühn oder revolutionär, aber sie überzeugt, weil sie aus harter Arbeit und Bescheidenheit, aus Mühe und Demut gewachsen ist. Türen und Tore machen auch Aussagen über den Werkstoff, aus dem sie gestaltet sind. Man erfährt, daß der Stahl — oder, wie man damals sagte, das schmiedbare Eisen — schon vor Jahrhunderten etwas Ungewöhnliches tun konnte: starken Schutz und Sicherheit gewähren, dabei durchsichtig zu bleiben und diese Fähigkeiten sowohl dem Bavelement als auch dem Kunstwerk zu verleihen. Stahl ist ein Werkstoff, den man vor Jahrhunderten für edel genug fand, ihn in Bürgerhäusern und an Fürstenhöfen, an

gottesdienstlichen Stätten in Dorfkirchen und Domen zu verwenden. Schließlich wird dem Werkstoff noch ein Zeugnis gegeben, das unser technisches Interesse findet: Beständigkeit und Dauerhaftigkeit durch viele Jahrhunderte. Auch in der heutigen Zeit erfüllen geschmiedete und geschlossene Türen und Tore aus Stahl die Aufgabe des Raumabschlusses. Sie sind ein Schmuck für das Anwesen. Die angewandten Motive sind nicht mehr so reichhaltig und vielfältig wie in der Vergangenheit. Man beschränkt sich meist auf regelmäßige geometrische Muster. In vielen Fällen aber kann man feststellen, daß die alten Tore der Vergangenheit als Vorbild gedient haben.

Ein Blick durch das Schloßportal in Darmstadt. Die Maschen der Ornamente lassen ein Gitterrechteck frei, das wie ein offenes Fenster wirkt.

Durch dieses wunderschöne Tor mit den symbolischen Drachen können wir leider nicht gehen; es befindet sich in Erfurt vor dem Turnierhof.



Das Kunstdenken früherer Jahrhunderte spiegelt sich ebenso in eisernen Toren, wie neuzeitliches Stilempfinden. Dieses Gartentor bietet ein Beispiel.

